

Empfänger und Verfasser des Briefes an die Hebräer

Prof. D. Bornhäuser
Marburg

Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh / 1932

Vorwort

Die folgende Untersuchung hat drei für sie entscheidende Voraussetzungen:

1. Das Vertrauen zur Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Schriften, hier vornehmlich der Apostelgeschichte, der Evangelien und der Paulusbriefe.
2. Die Beachtung der einschlägigen Mitteilungen Billerbecks (Struck-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. München 1928 ff.) Über die Theologie der alten Rabbinen und die dem Neuen Testament gleichzeitige Anschauungswelt des palästinensischen Judentums.
3. Die These, daß es bei einem wirklichen Briefe ebenso wichtig ist nach den Empfängern wie nach dem Verfasser zu fragen.

Die unter diesen Voraussetzungen gewonnenen Ergebnisse sind keineswegs neu. Schon lange hält man vielfach Barnabas für den Verfasser des Briefes. Auch die These, daß der Brief an Priester geschrieben sei, ist schon aufgestellt worden. Neu ist meines Wissens die Beschränkung auf die christlichen Priester in Jerusalem. Neu ist auch die Begründung meiner These in ihren wesentlichen Teilen.

Ich hoffe, daß sie als richtig einleuchtet.

Marburg, am 700. Todestage der Elisabeth von Thüringen.

D. Bornhäuser.

Sowohl über den Verfasser wie über die Empfänger des Hebräerbriefes ist bis heute unter den Exegeten keine Einstimmigkeit erreicht. Ja, viele bezweifeln, daß es jemals möglich sein werde, Sicheres über beide zu gewinnen. Im Folgenden soll eine Antwort gesucht werden, durch welche die Frage sowohl nach dem Verfasser wie nach den Empfängern gelöst wird. Ich gehe dabei denselben Weg, der sich mir beim Johannesevangelium als fruchtbar erwiesen hat. Während man bisher meist der Meinung war, daß die Lösung des Rätsels von der Frage nach dem Verfasser aus gefunden werden müsse, soll hier von den Empfängern ausgegangen werden. Läßt sich über diese Sicheres ausmachen, so

mag vielleicht von da aus auch der Verfasser gefunden werden. Darüber ist nicht weiter zu verhandeln, daß die Überschrift „An die Hebräer“ zur Beantwortung unserer Frage nichts austrägt. Wenn sich überhaupt eine Aussicht bietet, eine Antwort zu erhalten, so kann diese nur von den Stellen aus gewonnen werden, in denen der Brief deutlich bestimmte Leser in bestimmten Verhältnissen und Lagen voraussetzt. Die Dinge liegen hier günstiger als bei dem Johannesevangelium, weil solcher Stellen hier mehr sind als dort. Wir gehen ihnen an der Hand des Briefes nach und suchen sie zum Reden zu bringen.

In 1,2 erscheint alsbald ein „uns“, bei dem sich fragen läßt, ob es für unsere Untersuchung etwas austrägt. „Gott hat in diesen letzten Tagen zu uns geredet durch einen, der Sohn ist.“ Es wird sich von dieser Stelle allein aus über die Empfänger des Briefes schwerlich mehr sagen lassen als dies, daß sie (und der Verfasser mit ihnen) als Israelitenchristen erscheinen. Indem der Verfasser die, zu welchen die Propheten geredet haben, Väter nennt, bezeichnet er sich und die Empfänger des Briefes deutlich als Söhne derer, zu denen die Propheten sprachen, und damit als Christen aus Israel. Ob das „zu uns“ enger dahin zu verstehen ist, daß Verfasser und Empfänger Jesus, den Sohn, selbst gehört haben, daß er zu ihnen unmittelbar geredet hat, kann aus der Fassung der Stelle nicht entschieden werden. Sie kann ebensogut sagen wollen, daß Jesus zur Christenheit und damit auch zu den im Hebräerbrief gemeinten Christen geredet hat, wie auch, daß er zu diesen gesprochen hat. Vielleicht, daß spätere Äußerungen die Möglichkeit bieten, die Frage zu entscheiden.

Auch die nächste in Betracht kommende Stelle bietet diese Entscheidung nicht, ist aber unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt von großer Bedeutung. Es wird in ihr (2,1-4) mit großem Ernste die Pflicht eingeschärft, sich an das zu halten, was gehört wurde und zwar werden auch hier Verfasser und Leser zusammengefaßt: laßt uns an dem festhalten, was wir gehört haben. Sie haben von der Errettung gehört, welche zuerst durch den Herrn verkündigt worden ist. Diese zuerst von dem Herrn verkündigte Errettung, besser die Verkündigung von ihr, ist ihnen (wieder sowohl dem Verfasser wie den Lesern) von den Ohrenzeugen zuverlässig überliefert worden. Vielleicht übersetzte man aber besser: Sie ist für uns durch Ohrenzeugen gefestigt worden, fixiert worden. Wir müssen uns immer gegenwärtig halten, wie ernst man es im Neuen Testament mit dem Begriff des Zeugen nimmt. Es mag vielleicht nicht auszuschließen sein, daß Verfasser und Leser auch von Andern über das Heil in Christus gehört haben. Das bedeutet aber nicht dasselbe wie, daß sie es von unmittelbaren Ohrenzeugen gehört haben. Dadurch wird für sie erst das Wort ganz gesichert und die Verpflichtung, darauf zu hören und dabei zu verharren, erst ganz ernst. Wer mögen diese Ohrenzeugen gewesen sein? Es liegt nahe, an die Apostel zu denken, die nach der Apostelgeschichte die eigentlichen und in

manchem Betracht einzigen Zeugen Jesu sind. Sind sie mit den Männern gemeint, von denen Verfasser und Leser die Botschaft von der Errettung gehört haben, dann steht eins fest, nämlich, daß der Verfasser des Hebräerbriefes nicht unter den Aposteln zu suchen ist.

Ob dies aber das einzige Ergebnis der Stelle ist? Der Brief redet von allerhand Begleiterscheinungen bei der Verkündigung: Gott selbst hat sie als wahr und echt bezeugt, indem er durch die Verkündiger mancherlei Zeichen, erstaunliche Wunder und Krafftaten geschehen ließ, auch den Heiligen Geist reichlich austeilte. Fragt man, wann und wo dies geschehen sei, dann wird man unwillkürlich an die Schilderung der Apostelgeschichte erinnert, die von Wundertaten der Apostel erzählt, von Staunenswertem, was Gott an ihnen tat, und von Mitteilungen des Heiligen Geistes an sie und durch sie. Wir werden aber damit ganz unwillkürlich nach Jerusalem versetzt, wo diese Ereignisse vor allem geschehen sind, und sind dadurch versucht, zunächst mit allem Vorbehalt, zu vermuten, daß sowohl der Verfasser wie die Leser des Briefes um die Zeit, da solches durch die Apostel in Jerusalem geschah, sich dort befanden, daß sie Glieder der ersten Gemeinde in Jerusalem waren. Wir sagen hier schon Glieder der Gemeinde zu Jerusalem, weil es außer Zweifel ist, daß die im Hebräerbrief Angeredeten nicht eine ganze Gemeinde darstellen, sondern nur einen Ausschnitt aus ihr.

Die im Hebräerbrief Gemeinten werden nun immer wieder aufgefordert, an dem festzuhalten, zu dem sie sich bisher bekannt haben. Sie sind augenscheinlich in Gefahr, ihren Christenstand wieder aufzugeben. „Wir sind des Christus Haus, vorausgesetzt, daß wir an der freudigen Zuversicht und – was unser Ruhm ist – an der Hoffnung bis ans Ende unerschütterlich festhalten“ (3,6). „Genossen Christi sind wir geworden, wenn anders wir an der anfänglichen Glaubenszuversicht bis ans Ende unerschütterlich festhalten“ (3,14). Warnend wird auf das Beispiel der Israeliten in der Wüste hingewiesen. Sie haben die verheißene Ruhe verscherzt. Noch aber besteht die Verheißung fort. „So wollen wir denn eifrig bemüht sein, in jene Ruhe einzugehen, damit keiner zu Fall komme und so das gleiche Warnungsbeispiel des Ungehorsams darbiete“ (4,11).

Der Ungehorsam ist nicht Ungehorsam gegen ein einzelnes göttliches Gebot, etwa der zweiten oder auch der ersten Tafel, und die Versuchungen, von denen im Hebräerbrief häufig und betont die Rede ist, sind nicht Versuchungen zu irgendeiner Einzelsünde. Es handelt sich immer um die Frage, ob die Leser in trauendem Gehorsam bei Christus verharren, oder ob sie in aus dem Mißtrauen, aus dem Unglauben geborenem Ungehorsam sich wieder von ihm abwenden werden. Die Situation der Leser des Briefes ist insofern eine noch bedenklichere als die des Geschlechts der Wüste, als sie zu Höherem berufen

wurden denn jene, als die Gaben, die sie empfangen haben, das weit überbieten, was jenen ward.

Daher zeigt der Hinweis auf das, was Folge des mißtrauenden Ungehorsams sein wird, auch einen noch viel tieferen Ernst als der, welcher den Vätern gilt. In keiner Schrift des Neuen Testaments ist so oft von dem die Rede, was wir die Sünde wider den Heiligen Geist nennen, und werden die Folgen der Sünde wider den Heiligen Geist so stark betont wie gerade in dem Brief an die Hebräer. Beides ist ein Beweis dafür, wie ernst der Verfasser die Gefahr nimmt, in der seine Leser stehn, und wie dringend sein Bemühen ist, ihnen zu helfen. Er stellt ihnen das furchtbarste Los, das einen Christen treffen kann, so eindrücklich wie möglich vor die Seele, um sie bei Christus festzuhalten.

Zu den Stellen, in welchen dieser tiefe Ernst aus der suchenden seelsorgerlichen Liebe heraus zu Worte kommt, gehört auch das, was 4,12-13 von dem Worte Gottes gesagt ist. Die Stelle gehört zu den vielen, allzuvielen, welche durch Herausnahme aus ihrem Zusammenhang ihrem eigentlichen Sinn entfremdet werden und in unberechtigter Verallgemeinerung ein Eigenleben führen, dessen Wirkung nicht immer heilsam ist. Wie oft wird dies Wort verwendet, um ganz allgemein zu sagen, daß das Wort Gottes (wieder ganz allgemein genommen) kein totes Wort, sondern eine lebendige Macht sei! Ist aber dies der Sinn der Verse des Briefes? Man vergißt, daß mit dem Wort, von dem hier die Rede ist, eben nicht das Wort Gottes allgemein gemeint ist, sondern das ganz bestimmte Wort: „so daß ich in meinem Zorn schwur: Sie sollen nimmermehr in meine Ruhe eingehen“ (Ps. 95,11). Dieses Wort hat sich schon einmal als wirksame Macht bewiesen. Keiner von denen, die im vollverantwortlichen Alter von 20 Jahren beharrlich gegen Jahwe gemurrt und ihm den Gehorsam verweigert haben, sollte in das Gelobte Land hineinkommen. Und so geschah es: Ihre Leichname lagen in der Wüste, bis sie völlig vernichtet waren. Man beachtet meist nicht diese eigentümliche Beschreibung der über die Murrenden kommenden Strafe. Das Wort *κῶλον* als Bezeichnung des Leichnams kommt im Neuen Testament nur in Hebr. 3,17 vor und zwar in einem Zitat aus 4. Mo. 14 (V. 29. 32). Auch in der Septuaginta ist der Ausdruck selten und hat seine besondere Beziehung. Nach 1.Sam. 17,46 will David den Leichnam des Goliath den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren des Feldes übergeben. Nach Lev. 26,30 sollen die Leichname der Abtrünnigen auf die Trümmer der Götzen geworfen (und mit ihnen verbrannt) werden. Nach der für uns wichtigen Stelle sollen die in der Wüste gefallenen Leichen der Ungehorsamen dort liegen, bis sie vernichtet sind. Nach 4. Mo. 14,33 werden die noch Minderjährigen so lange in der Wüste als Nomaden herumziehen müssen, bis die Leichen ihrer Väter in der Wüste vernichtet sind (*ἕως ἀναλωθῆ τὰ κῶλα ὑμῶν ἐν τῇ ἔρημῳ*). Das nur an dieser Stelle mit

ἀναλίσκειν übersetzte **בִּחַן** bedeutet aufreiben, völlig vernichten. Wir befinden uns hier in der Anschauungswelt, auf die ich in meiner Schrift über „Die Gebeine der Toten“ (Gütersloh 1921) aufmerksam gemacht habe. Kein ehrliches Grab zu erhalten, sondern im Feuer zu vergehen oder von wilden Tieren gefressen zu werden, gilt als eine besonders schwere Gerichtsstrafe Gottes. Um der Wichtigkeit der Stelle willen sei auch noch darauf hingewiesen, daß außer den eben besprochenen Versen das Wort *κῶλον* – nur noch Jes. 66,24 vorkommt. In diesem letzten Vers des Jesaja heißt es: Sie werden sehen die Leichen (*κῶλα*) der gegen mich Widerspenstigen, denn deren Wurm wird nicht verenden und ihr Feuer wird nicht verlöschen. Das soll nicht heißen: Deren Leichen werden immer da liegen und an ihnen wird immer der Wurm nagen und das Feuer zehren. Die Redensart will vielmehr besagen: Es wird mit diesen Widerspenstigen ganz und gar aus sein. Der Wurm wird nicht verenden, ehe er nicht ganze Arbeit gemacht hat, und das Feuer wird nicht erlöschen, ehe nicht die Leichen völlig verzehrt sind, sowohl nach Fleisch wie nach Bein.

Wir haben es also bei dem alttestamentlichen Gegenbild mit einer besonders schweren Versündigung zu tun, auf die als Gericht Gottes eine besonders schwere Strafe folgt. Ebenso wird den Lesern des Briefes geschehen, wenn sie ungehorsam sein sollten. Ja, ihre Strafe wird noch schwerer sein als die jener ungehorsamen Israeliten. Bei jenen ist doch nur vom Leibe die Rede. An ihren Leichen wird sich das Gericht vollziehen. Bei den Lesern wird die Gerichtsstrafe für den Abfall sich auch auf den inneren Menschen beziehen. Wenn das Wort: Wahrlich, sie sollen nicht in meine Ruhe eingehen, sich an den abtrünnigen Christen erfüllen wird, dann wird es sich erst recht lebendig und wirksam erweisen. Das seiner Wirksamkeit entsprechende Bild ist das zweischneidige Schwert, das durch und durch geht. Ja, das Wort des Gerichts ist noch schärfer als das schärfste Schwert, denn seine Wirkung reicht auch dahin, wohin kein Schwert zu reichen vermag. Es scheidet nicht nur die Bänder von den Markknochen, sondern sogar die Seele von dem Geist. Wir haben hier eine im Neuen Testament einzigartige Stelle vor uns. Nirgends ist sonst von einer Trennung zwischen Seele und Geist die Rede. Was kann damit gemeint sein? Die Formel wird nur verständlich vom Schöpfungsbericht her. Dadurch, daß sich Gottes Odem, Gottes Geist mit dem Gebilde aus Erdenstaub verband, ward die Seele. Wenn der Geist wieder vom Menschen zurückgezogen wird, vergeht der Mensch, versinkt er wieder ins Nichts. Und dies, die Vernichtung nicht nur des Leibes, sondern des ganzen Menschen, wird das Los der Leser des Briefes sein, wenn sie abfallen. Wir haben es hier mit demselben furchtbaren Ernst zu tun, der den Verfasser in 12,29 sagen läßt: Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer.

Der Vers 12 bezieht sich also, Gott sei Dank, nicht auf Gottes Wort allgemein; er charakterisiert nicht das ganze Wort der Bibel. In ihr stehen auch

Worte, die, wenn sie wirksam werden, nicht Leib und Geist, Bänder und Markknochen scheiden, sondern Trost und Leben spenden. „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“ oder: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte,“ das sind nicht Gerichtsworte, welche die Vernichtung androhen. Desgleichen ist es, Gott sei Dank, nicht so, daß es zum Wesen Gottes gehört, ein verzehrendes Feuer zu sein. Auch dieses Wort bezieht sich auf ein bestimmtes, infolge bestimmter Voraussetzungen eintretendes, richtendes Verhalten Gottes. Abtrünnige Christen haben um ihres Abfalls willen die sie vernichtende Reaktion Gottes zu erwarten. Die Situation ist hier dieselbe wie in Matth.10. Die Apostel, die erwählten und begabten Boten des Christus, haben damit zu rechnen, daß sie um ihrer Stellung und Arbeit willen Verfolgung, ja den Tod erleiden werden. Sie sollen sich aber durch das Drohen der Menschen nicht abhalten lassen, zu tun, wozu sie berufen und begabt sind. „Fürchtet euch nicht vor den Menschen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen; fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Gehenna“ (10,28). Dieser Gott, der Leib und Seele (den Menschen ganz) verderben kann in der Hölle, wird im nächsten Verse der Apostel Vater genannt. Er kann verderben, aber tut es nur dann, wenn der Apostel verleugnet. So wird das Wort: „Sie sollen nimmermehr in meine Ruhe eingehen!“ an den Lesern des Hebräerbriefes nur dann, aber allerdings dann, wirksam werden, wenn sie abfallen. Bleiben sie treu, dann gilt ihnen das andere: Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.

Das Gerichtswort steht aber nicht nur drohend vor ihnen, wenn sie den Abfall öffentlich vollziehen. Es gilt auch, wenn sie sich innerlich lossagen, während sie äußerlich noch bei der Gemeinde bleiben, denn es richtet auch die im Herzen verborgenen Überlegungen und Erwägungen. Es kann dies, denn es ist das Wort dessen, vor dem nichts in der ganzen Schöpfung verborgen ist, vor dessen Augen alles unverhüllt und aufgedeckt liegt, dem wir Rechenschaft abzulegen haben.

Wir entnehmen der Stelle die folgende nähere Bestimmung der Leser des Briefes: Sie erwägen in ihren Herzen die Loslösung von der Gemeinde. Damit stehen sie aber vor einem verhängnisvollen Schritt. Tun sie ihn wirklich, dann sind sie ewig verloren, dann begehen sie die Sünde, für die es keine Vergebung mehr gibt, sondern nur noch die Strafe völliger Vernichtung. Man merkt: der Verfasser nimmt die Gefahr, in der die Leser sind, ernst und begründet seine dringende Warnung so stark, als er nur vermag. Darum, weil dem so ist – so fährt er fort –, wollen wir denn eifrig bemüht sein, in jene Ruhe einzugehen. Hebr. 4,14 heißt es dann weiter: „Da wir nun einen erhabenen Hohenpriester haben, der durch die Himmel hindurchgeschritten ist, Jesus, den Sohn Gottes,

so wollen wir an unserem Bekenntnis festhalten.“ Mit diesem Verse setzen die für den Hebräerbrief charakteristischen breiten Ausführungen über den vollkommenen Hohenpriester ein. Über sie soll später besonders gehandelt werden. Wir gehen zu den Versen 5,11 ff. weiter.

Hier treffen wir wieder auf eine Reihe von konkreten Aussagen des Verfassers, deren jede sorgfältiger Beachtung wert ist. Wir erfahren, daß zwischen der Bekehrung der Leser und dem Zeitpunkt des Briefes eine geraume Zeit liegt: „Während ihr in Ansehung der Länge der Zeit (seit eurer Bekehrung) schon Lehrer sein müßtet, bedürft ihr umgekehrt der Belehrung über die Anfangsgründe.“ Wir beachten auch, daß der Verfasser um den Zeitpunkt ihrer Bekehrung weiß. Es sieht so aus, als seien er und seine Leser um jene Zeit beisammen gewesen. Ganz besonders wichtig ist aber der Satz: ihr müßtet schon längst Lehrer sein. Luthers Übersetzung drückt nicht deutlich genug aus, um was es sich da handelt („ihr müßtet schon längst Meister sein“). Wenn man genau übersetzt, so heißt das Wort: ihr seid schon längst verpflichtet (*ὀφείλειτε*), Lehrer zu sein. Hier entsteht die sehr ernst zu nehmende Frage: Was sind das für Gemeindeglieder, von denen der Verfasser sagen kann: für euch besteht eine Pflicht, in der Gemeinde Lehrer zu sein? Hinzu kommt, daß er diese Pflicht allen denen gegenüber, an die er schreibt, geltend macht. Es handelt sich demnach an der Stelle nicht um die Anschauung, daß alle Christen einer Gemeinde die Pflicht hätten, von einem gewissen Zeitpunkt seit ihrer Bekehrung an als Lehrer der Gemeinde aufzutreten. Das entspräche auch nicht dem, was wir sonst im Neuen Testament über den Lehrer der Gemeinde erfahren. Er ist einerseits ein charismatisch Begabter (Röm. 12,7). Das sind aber nicht alle (1.Kor. 12,29). Er hat andererseits (nach Eph. 4,11) schon etwas wie einen amtlichen Charakter (Amt als Dienst verstanden): „er hat etliche zu Lehrern gesetzt (nicht alle).“ Erst recht widersprechen die Pastoralbriefe der Meinung, daß alle Lehrer sein könnten und sollten. Ja, der Jakobusbrief warnt sogar: wollt nicht alle Lehrer sein! Hier ist zwar ein Sichdrängen zum Lehren vorausgesetzt. Von einer Verpflichtung, Lehrer zu sein, ist aber gerade nicht die Rede. Es müssen darum besondere Bedingungen vorliegen, unter deren Voraussetzung der Verfasser des Briefes einer Gruppe in der Gemeinde, eben den von ihm Angeredeten, es als Pflicht zuschieben kann: längst solltet ihr alle Lehrer sein. Wir müssen uns an dieser Stelle mit der Frage begnügen: Was mögen das für Leute gewesen sein, denen man solches zumuten konnte?

Der Verfasser des Briefes hat jetzt keine Zeit, diejenigen, die längst Lehrer sein sollten, in die Elemente des christlichen Unterrichtes einzuführen. Das will er tun, wenn Gott es erlaubt. Ob dies brieflich geschehen soll? Schwerlich. Es liegt sehr viel näher, daran zu denken, daß er damit rechnet, er werde früher

oder später mit den Lesern seines Briefes wieder zusammen sein. Dann will er tun, wozu jetzt keine Zeit ist. Jetzt handelt es sich wahrlich um Ernsteres als um nachzuholenden Unterricht, so wichtig er sein mag. Jetzt handelt es sich, und zwar für die Empfänger des Briefes, um Tod und Leben.

Wir kommen mit V. 4ff. zu der zweiten Stelle im Briefe, in der mit den stärksten Argumenten, die dem Verfasser zur Verfügung stehen, vor dem Abfall gewarnt wird. „Es ist unmöglich, solche, die einmal die Erleuchtung empfangen und das himmlische Geschenk gekostet haben und des Heiligen Geistes teilhaftig geworden sind und das köstliche Gotteswort und die Kräfte der zukünftigen Welt gekostet haben und dann doch abgefallen sind, noch einmal zur Sinnesänderung zu erneuen, weil sie für ihre Person den Sohn Gottes von neuem kreuzigen und der öffentlichen Schande preisgeben.“

Es ist deutlich, daß die Empfänger des Briefes als solche beschrieben werden, welche, als sie Christen wurden, all der herrlichen Gaben und Kräfte teilhaftig geworden sind, welche der Verfasser in absichtlicher und wirksamer Häufung nennt. Ihre Erleuchtung (*φωτισθέντες*) Hebr. 6,4 steht darum am Anfang und wird als eine einmalige bezeichnet. Die andern Formeln bezeichnen im wesentlichen alle dasselbe. Sie sollen nur in ihrer Häufung eindrucklich machen, zu welchem Reichtum die Leser des Briefes einst erhoben wurden. So hoch sie Gottes Gnade erhoben hat, so tief werden sie fallen, wenn sie abfallen. Daß ihr Abfall nicht etwas ist, was über sie kommt, so daß sie nur unter Widerstreben zu ihm fortgerissen werden, sondern daß damit eine bewußte und gewollte Tat gemeint ist, zeigen die näheren Bestimmungen der Weise, wie sich der Abfall vollziehen wird, wenn es zu ihm kommt. Die Angeredeten werden den Sohn Gottes noch einmal und nun für sich persönlich kreuzigen und sie werden ihn schänden.

Wieder fragt man sich: Wo ist ein solches Verhalten denkbar, wo ist es möglich? Mit dieser Frage ist nicht eine rationale Erklärung des Abfalls gesucht. Ein Abfall derart, wie ihn der Verfasser eben beschrieben hat, spottet jeder rationalen Erklärung. Die Frage geht auf die Verhältnisse, unter denen der Abfall, wenn er eintritt, diese grauenhafte Form annehmen kann. Wer kann den Gottessohn noch einmal kreuzigen, diesmal für sich persönlich? Doch nur solche, die irgendwie auch bei der ersten Kreuzigung beteiligt waren. Damit werden wir wieder nach Jerusalem gewiesen. Jerusalemiten, sie können als solche bezeichnet werden, die Jesus gekreuzigt haben, ja, sie werden als solche bezeichnet. In Apg. 3,12ff. sagt Petrus zu den Männern aus Israel: „Der Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs, der Gott unserer Väter hat seinen Knecht Jesus verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilatus, da derselbe urteilte, ihn loszulassen. Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten und batet, daß man euch den Mörder schenkte. Aber den Fürsten des

Lebens habt ihr getötet.“ Sie haben das allerdings in Unwissenheit getan. Darum gibt es für jenes ihr unheilvolles Tun Vergebung. Sie haben außerdem nicht als einzelne, sondern als Glieder des Volks gehandelt. Bei den Lesern des Briefes kann dagegen, wenn sie abfallen, weder von Unwissenheit noch von einem Massenhandeln die Rede sein.

Verschärfend kommt noch hinzu, daß der Abfall, welcher droht, wenn er vollzogen werden sollte, mit einer Erklärung verbunden erscheint, welche den Kreuzestod Jesu als verdient bezeichnet, und daß mit ihr sich überdies eine öffentliche Schändung Jesu verbindet. Man ist geneigt, an einen Fluch über Jesus zu denken, an eine Lästerung. Wir hören davon, daß Paulus die Christen zwang, zu lästern, und erfahren daraus, daß Derartiges in Jerusalem vorkam, wenn Christen sich wieder von Jesus abwandten und zu ihrem Volke zurücktraten. Das Bild vom Acker, der, obwohl er Regen empfängt und bebaut wird, doch Dornen und Disteln trägt, ist sprechend und macht deutlich, daß Gott recht handelt, wenn er solche Abtrünnigen dem ewigen Verderben definitiv übergibt.

Das aber wird die Folge sein, wenn die Leser nicht Treue halten. Der Briefschreiber versieht sich noch eines Besseren zu ihnen. Er weiß ja, daß sie früher den Heiligen Dienste getan haben und daß sie auch jetzt noch ihnen dienen. Man möchte gern näher hören, worin diese Dienste bestanden. Jedenfalls waren sie derart, daß sich in ihnen tätige Liebe gegen den Namen Gottes äußerte. Ihr Tun hing also irgendwie mit einem Eifer für Gottes Sache zusammen und bestand konkret in Diensten, die sie Christen getan haben. Sie mögen darin nicht matt werden, dann werden sie, ausharrend, Erben der Verheißung werden. Das würde ein anderes Ende sein als die Vernichtung.

Mit der Stelle 6,6ff. nahe verwandt ist die andere 10,26ff. Ihr voran geht die Mahnung, die Versammlung nicht zu verlassen, wie es die Gewohnheit Gewisser sei. Es gibt also für die Gemeinde, um die es sich handelt, schon Einige, welche nicht mehr zur Gemeindeversammlung kommen. Sie sind schon einen beträchtlichen Schritt weiter als die Leser mit ihren innerlich bleibenden Erwägungen und Überlegungen. Daher läßt sie der Verfasser gehen. Er glaubt nicht mehr daran, sie zu gewinnen. Um so andringender wirbt er um die, welche schwanken. Das Ende ist nahe. Der „Tag“ steht vor der Türe, an dem die ewigen Entscheidungen fallen. Wehe dem, der aus freien Stücken sündigt, nachdem er die Erkenntnis der Wahrheit empfangen hat. Der Zusammenhang macht deutlich, daß es sich dabei wieder nicht um irgendeine Sünde handelt, sondern um ebendieselbe wie in Kapitel 6, um den Abfall. Wenn es heißt, daß er gern, besser freiwillig, vollzogen wird, dann soll damit gesagt sein, daß die Lage der Leser nicht so ist, daß sie unter einem Zwang, etwa dem der Verhältnisse, handeln. Es kann von ihnen im Blick auf ihre Lage verlangt

werden, daß sie aushalten. Versagen sie dennoch und vollziehen sie den Abfall, dann gibt es kein Opfer mehr für ihre Sünden, sondern es wartet auf sie das Gericht in Gestalt des Feuers, welches die Gegner Gottes verzehrt. Wieder ist damit gerechnet, daß der Abfall sich unter erschwerenden Begleitumständen vollzieht. Sie treten den Sohn Gottes mit Füßen; sie halten das Blut, mit welchem der Neue Bund geheiligt wurde, für gemein; sie treiben mit dem Heiligen Geist in frevlem Übermut Spott. Auch hier liegt es nahe, daran zu denken, daß die, welche die Schwankenden zum Abfall zu verleiten suchen, nicht damit zufrieden sind, wenn er eben nur geschieht, sondern, daß sie einen solchen in Aufsehen erregender und Christus und die Christen schändender Öffentlichkeit erstreben. Lassen sich die Leser dazu bringen, dann wird es für sie schrecklich sein, in Gottes Hände zu fallen. Es gilt auch hier: nicht in jedem Betracht ist es schrecklich, in Gottes Hände zu fallen, er ist ja der Vater, sondern für die, welche als reich von ihm Begnadete und Begabte wieder von ihm abfallen, wird es schrecklich sein.

Es folgt nun der Abschnitt, der besondere Aussicht bietet, daß wir durch ihn eine Antwort auf die Frage nach den Empfängern des Briefes erhalten, weil er besonders viel Konkretes sagt. Er verdient darum ernsteste Aufmerksamkeit. Der Briefschreiber führt seine Leser zurück in die Vergangenheit, in die Zeit ihrer Erleuchtung (*φωτισθέντες*), also an den Anfang ihres Christseins, der nach 5, 12 schon geraume Zeit zurückliegt. Auch hier ist wieder zu beachten, daß er genau über das Geschick und über die Haltung seiner Leser Bescheid weiß. Er vermag sie zu erinnern an jene Tage. Ist damit nicht gegeben, daß er damals bei ihnen war, Augenzeuge dessen war, was sie erlebten und wie sie sich hielten?

Weiter ist zu beachten, daß die Angeredeten ein gemeinsames Erleben bzw. Erleiden verband, und daß sie sich ebenso diesem Erleben und Erleiden gegenüber gleich verhielten. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe der Gemeinde, für die der Brief gilt, unter einem bestimmten Gesichtspunkt, der aber noch zu gewinnen ist, in sich gleichartig war, sich in gleicher Situation befand.

Was wird nun von ihnen gesagt? Sie haben alsbald in jenen Tagen durch einen harten Leidenskampf hindurch müssen. Unter Schmähungen und Drangsalierungen sind sie öffentlicher Schande preisgegeben worden. Man hatte ihnen ihre *ὑπάρχοντα* brutal entrissen, weggenommen. Wie haben sie sich damals verhalten? Sie haben nicht nur erduldet, geduldig getragen, was ihnen angetan wurde, sondern haben auch teilgenommen an dem Los ihrer Mitchristen, denen es ebenso erging wie ihnen. Sie schlossen sich nicht in sich ab, sondern trugen in Liebe das gemeinsame Los. Sie haben mit den Gefangenen gelitten. Das wird sich schwerlich auf innere Teilnahme an deren Los beschränkt haben. Man darf an das Wort des Heilandes denken: ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht. Und sie haben die brutale

Wegnahme ihrer *ὑπάρχοντα* sogar mit Freuden ertragen, denn sie besaßen eine bessere *ὑπαρξις*, die bleibenden Wert hat und nicht im Stiche läßt.

Es ist zweierlei, was die Gemeinten von den andern Christen unterschied. Niemand von ihnen war gefangengesetzt. Dies Geschick traf andere Glieder der Gemeinde, nicht ihren Kreis. Ihnen hat man ihre *ὑπάρχοντα* weggenommen. Was ist ihnen damit weggenommen worden?

Luther sagt: ihre Güter, Menge: ihr Vermögen, Albrecht wie Luther, Weizensäcker wie Menge. Beide Wiedergaben sind aber für sich nicht deutlich genug. Es bedarf einer Monografie über die ungemein zahlreichen verschiedenen Worte für Besitz, Habe, Vermögen, Güter, Reichtum, Erbe usw. im Neuen Testament, um deutlich zu sehen, was *ὑπάρχοντα* sind. Auf keinen Fall ist damit jemals echter Erbbesitz bezeichnet. Am besten wird die Bezeichnung wiedergegeben mit: das, worüber dem, der es hat, Verfügung zusteht. Damit kann sowohl freies, nicht erbgebundenes Eigentum wie auch das Einkommen gemeint sein. Für letztere Bedeutung sei nur auf das Gleichnis vom ungerechten Haushalter verwiesen. Es wird dem Herrn hinterbracht, daß sein Verwalter ihm die *ὑπάρχοντα* verschleudere. Damit ist nicht der Grundbesitz des Herrn, der in Pacht gegeben ist, gemeint. Die Felder- und Ölgärten, von deren Ertrag dem Herrn ein bestimmter Teil abzuliefern ist, sind noch da. Es handelt sich um den Ertrag, um das Einkommen, das der Herr von den durch seinen Knecht zu verwaltenden Grundstücken erhalten soll, also eben um Einkünfte.

Der Hebräerbrief veranlaßt uns durch eine später folgende Mahnung an unserer Stelle auch an Einkünfte zu denken. Dieselben Leute, von denen hier gerühmt wird, daß sie die Wegnahme ihrer *ὑπάρχοντα* mit Freuden ertragen haben, werden später aufgefordert, gastfrei zu sein, das heißt, fremden Christen bei sich Herberge zu geben. Damit ist aber vorausgesetzt, daß sie etwas haben, worin sie beherbergen können, daß sie Häuser haben. Darüber wird dort (13,1) näher zu handeln sein. Für hier entnehmen wir nur aus dieser Mahnung die Begründung dafür, daß wir übersetzen: ihr habt die brutale Wegnahme eurer Einkünfte mit Freuden ertragen in der Gewißheit, daß es für euch ein besseres und sichereres Einkommen gibt.

Wo und wann sind nun diese Verhältnisse und Erlebnisse denkbar? Wir wiederholen: Eine bestimmte Gruppe der Gemeinde erlebt alsbald bei ihrem Ehrstwerden öffentliche Schändung. Zwar wird niemand aus ihr, wie manches andere Gemeindeglied, gefänglich eingezogen, aber man nimmt ihnen ihre Einkünfte weg. Wo gibt es eine Instanz, die christ werdende Israeliten öffentlich schänden kann? Wo eine solche, welche die Macht hat, solche gefänglich einzuziehen? Was mag der Grund sein dafür, daß diese Instanz gerade den Kreis von Christen, dem der Brief gilt, nicht gefangensetzt? An was für Einkünfte kann gedacht werden, die diese selbe Instanz wegnehmen kann, und was für

Leute sind dann die, denen sie weggenommen werden?

Wir erinnern daran, daß wir früher sagten, manche der konkreten Züge, welche die Leser des Briefes und ihre Situation beschreiben, wiesen nach Jerusalem. Hier erhält diese Vermutung eine erhebliche Stärkung, wenn sie nicht gar hier schon zur Gewißheit erhoben werden kann. Sind die Empfänger des Briefes in Jerusalem zu suchen, dann ist die Instanz, welche ihnen das Los bereiten kann, von dem der Brief spricht, nicht weit. Es ist die geistliche Behörde dort. Bei der öffentlichen Schändung, welche die Leser nach ihrem Christwerden erlitten, ist daran zu denken, daß man sie in den Bann getan hat. Und bei der Wegnahme ihrer Einkünfte ist daran zu denken, daß die Betroffenen Priester waren, welche in Jerusalem mit von den Einkünften lebten, welche die Opferthora dem Aaroniten zuwies und welche gerade zur Zeit des Neuen Testaments besonders treulich geleistet wurden (wenigstens von den Gesetzestreuen) und darum besonders reichlich flossen. Wir sind damit zu der Lösung gekommen, welche die Antwort bedeutet auf die Frage nach den Empfängern des Hebräerbriefes: es sind die christgewordenen Priester der Urgemeinde ! Es muß sich zeigen, ob weitere Beobachtungen diese These stützen. Hier sei alsbald darauf hingewiesen, daß unsere These geeignet ist, die immerhin auffallende Tatsache zu erklären, daß noch kein Glied des gemeinten Kreises gefänglich eingezogen worden ist. Diese Tatsache gehört zusammen mit der andern, gleichfalls später berichteten, daß noch kein Glied dieses Kreises sein Leben verloren hat, obwohl Fälle von Märtyrertum sich bereits ereignet haben. Die besondere Stellung des Priesters wirkt, da ihm ja ein *character indelebilis* eignet, auch noch hinein in das Los des abtrünnigen Priesters.

In der Apostelgeschichte steht eine ganz kurze, fast beiläufige Notiz: es wurden eine ganze Menge von Priestern dem Glauben gehorsam (6,7). Man liest über die knappe Bemerkung nur zu leicht rasch hinweg, und sie ist doch dazu angetan, eine ganze Fülle von Fragen wachzurufen. Wie mag sich das Geschick dieser christgewordenen Priester in Jerusalem gestaltet haben? Wir erfahren nirgends etwas darüber, es sei denn, daß unsere These sich bewährte. Dann hätten wir im Hebräerbriefe die Quelle, die uns manche Frage, die an Apg. 6,7 entsteht, beantwortet.

Man erfährt dann bei ihm als Tatsache, was man sich eigentlich bei den Verhältnissen, wie sie in Jerusalem zur Zeit der Urgemeinde lagen, von selbst denken kann. Schwerlich haben die Mächtigen in Jerusalem, sowohl die Sadduzäer wie die Pharisäer, es hingehen lassen, daß Priester sich zu dem Gehenkten bekannten, ohne darauf zu reagieren. Bei der Bedeutung, die der Priesterstand immerhin für sie hatte, mußte es ihnen geradezu fatal sein, daß die junge Sekte auch in diese Kreise einbrach. So werden sie reagiert haben, wie sie es konnten. Sie taten die Abtrünnigen in den Bann. Man muß bei Billerbeck

(Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, München 1928, IV 1, S. 293: Exkurs über den Synagogenbann) nachlesen, was das heißt. Er weist mit Recht darauf hin, daß der Bann nicht dasselbe ist wie die Ausstoßung aus der Synagoge bzw. der Heilsgemeinde. Der Gebannte galt immer noch als Glied des Volkes. Man erwartete und erstrebte seine Rückkehr. Wohl bedeutete der Bann eine Schädigung auch der wirtschaftlichen Position, doch nicht bis zu dem Umfang, daß das Lebensnotwendige verwehrt gewesen wäre. Man gab dem Bann Öffentlichkeit. Alles das stimmt mit dem zusammen, was wir im Hebräerbrief lesen. Da ist von öffentlicher Brandmarkung und wirtschaftlicher Schädigung die Rede. Mochten die abtrünnigen Priester sehen, wie sie ihr Leben fristeten. Die Priestereinkünfte blieben ihnen entzogen.

Das Los, das die Empfänger des Briefes zu tragen hatten, war nicht das, welches auch die ganze Gemeinde traf. Einerseits war es schwerer als jenes, andererseits leichter. Wir hören nichts davon, daß man allgemein in die Besitz- und Einkommensverhältnisse der Christen eingriff. Im Gegenteil. Sie hatten das Verfügungsrecht über ihr Vermögen ungestört von der Behörde auch als Christen. Nur so konnten sie verkaufen und über den Erlös nach ihrem Willen verfügen. Eine Wegnahme ihrer Güter und Einkünfte erlitten sie nicht. Dafür mußten aber manche unter ihnen ins Gefängnis und vor das Gericht. Anders sperrte man in Jerusalem nicht ein, als um hernach gerichtlich über den Gefangenen zu befinden. Wie der gerichtliche Entscheid jeweils ausgefallen sein mag, wird nicht gesagt. Die Strafe, die er verhängte, wird nicht immer glimpflich gewesen sein. Es setzt sich ja endlich die Anschauung immer mehr durch, daß die geistliche Oberbehörde in Jerusalem das Recht hatte, nicht nur in ihrem Gefängnis gefangenzusetzen, nicht nur den Gefangenen den Prozeß zu machen, sondern auch die Urteile, die sie für Religionsvergehen und -verbrechen fällte, auszuführen.

Die Apostelgeschichte sagt uns, daß die Priester, von denen sie redet, schon in der ersten Zeit der jungen Gemeinde christlich geworden seien. Sie haben ihren Schritt vor der Steinigung des Stephanus getan. So konnten sie sehr wohl ihr Mitleiden beweisen mit den Gefangenen, die von Saulus ins Gefängnis geschleppt wurden. Die Erinnerung an das, was sie bald nach ihrer Taufe getan haben, weist sogar in jene frühe Zeit. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß sie auch noch später Gelegenheit gehabt haben, sich gefangengesetzter Christen anzunehmen. Daß sie selbst nicht gefangengesetzt wurden, zeigt eine ähnliche Ausnahmebehandlung, wie sie ausgenscheinlich die Apostel erfuhren. Obwohl diese nicht aus Jerusalem wichen, ist kein Apostel zur Zeit der Verfolgung durch Saulus gefangengesetzt oder gar getötet worden. Es sieht danach aus, daß man nicht leicht daran ging, Priester ins Gefängnis zu werfen, um ihnen den Prozeß zu machen, und daß man es erst recht mit der

Tötung eines Priesters nicht leicht nahm.

Alle diese Erwägungen hängen allerdings in der Luft, wenn unsere These: die Empfänger des Hebräerbriefes sind Priester, die Christen geworden sind, sich nicht wirklich und einleuchtend begründen läßt. Das muß der Fortgang der Erklärung bringen. Für jetzt sei nur noch darauf hingewiesen, daß der Abschnitt 10, 26ff. wieder mit einer Mahnung schließt, durch Treue dem Los der Verdammnis zu entgehen. „Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und ins Verderben geraten. Wir sind Männer des Glaubens, die ihre Seele retten.“ Es ist ein feiner Zug, daß der Verfasser sich hier mit seinen Sorgenkindern zusammenfaßt. Er gedenkt auszuhalten und vertraut darauf, daß auch jene, trotz der Versuchungen, mit ihm aushalten werden.

Da es sich bei den Empfängern des Briefes nicht, wie bei denen des Galater- oder Römerbriefes, um die Frage handelt, ob man durch Gesetzeswerke gerecht werden kann oder durch Glauben allein, sondern um die Frage, ob in der Versuchung standgehalten wird in einem Vertrauen, das die trübe Gegenwart, aus der die Versuchung entsteht, durch den sich nach der Zukunft streckenden Glauben überwindet, so ist es verständlich, daß aus dem reichen Inhalt des biblischen Glaubens die Momente hervorgehoben werden, welche die sogenannte Glaubensdefinition des Hebräerbriefes so treffend zum Ausdruck bringt. Es ist der Glaube die Hand, in der man schon hält, was noch künftiges Hoffnungsgut ist, und das Auge, mit dem man sieht, was nicht zu sehen ist.

Aus der Wolke der Zeugen, die den Lesern Mut machen sollen auszuharren, heben wir nur die letzten heraus. „Andere wurden verhöhnt und gegeißelt, ja, in Ketten und Kerker geworfen. Sie wurden gesteinigt, verbrannt, zersägt und mit dem Schwerte erwürgt. Sie gingen umher in Schafspelzen und Ziegenfellen unter Entbehrung, Trübsal und Ungemach. Die ganze Welt konnte ihnen keine würdige Wohnstatt bieten, und doch mußten sie in Wüsteneien und Gebirgen, in Höhlen und Erdklüften heimatlos irren“ (11,35ff.).

Diese letzten Zeugen waren den Lesern nicht nur zeitlich näher als Abraham und Mose. Ihnen und ihrem Lose gegenüber konnte wohl die Frage auftauchen: Könnte es uns nicht auch noch ähnlich gehen, und würden wir uns dann halten wie sie? Nur dann wäre es gewiß, daß sie mit jenen, daß jene nicht ohne sie vollendet würden. Hier ist zu fragen, ob etwa die Lage der Leser eine solche gewesen sein möchte, daß ihnen, wenn auch nicht dasselbe, so doch ein ähnlich schweres Geschick drohte. Vielleicht, daß wir darauf noch Antwort erhalten.

Die Wolke von Zeugen ist groß. Sie alle aber überragt Jesus, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Die Versuchung überwindend, die darin lag, daß er hätte mögen Freude haben, ging er ans Kreuz, aber eben darum sitzt er nun auch zur Rechten Gottes. Der Blick auf ihn soll vor dem Ermüden und Erschlaffen bewahren.

Mit der Sünde, die es abzuwerfen gilt, gegen die sie anzukämpfen haben und bisher noch angekämpft haben, kann, wie in 10,26, wieder nichts anderes gemeint sein als die Sünde des Abfalls. Sie sind ihr bisher nicht erlegen. Sie müßten aber auch standhalten, wenn es das Leben kostete. Noch sind sie mit dem Martyrium verschont. Ob sie es immer bleiben werden? Ob sie dessen sicher sein können, daß nicht auch dies Äußerste an sie kommt?

Es ist Gefahr, daß sie dann nicht aushalten, denn sie sind jetzt schon, ob dem, was sie auszustehen haben, in Gefahr, die Mahnung zu vergessen: „Mein Sohn mißachte nicht die Züchtigung des Herrn und lasse den Mut nicht sinken, wenn du von ihm zurechtgewiesen wirst. Denn, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und er geißelt jeden Sohn, den er zur Kindschaft annimmt“ (12,5f.).

Das Wort von der Geißel mag für die Leser mehr gewesen sein als ein bildlicher Ausdruck. Es war die Rede davon, daß unter den Zeugen, die vorher genannt wurden, auch einige geißelt wurden. Warum sollte es nicht auch bei ihnen noch dazu kommen können, daß man die Geißel über sie schwingt? Noch hat man sie mit dem Gefängnis verschont, Leib und Leben nicht angegriffen. Wer konnte aber dafür bürgen, daß ihnen dies immer erspart bleiben werde? Sie haben zwar zu der Zeit, da der Brief um sie wirbt, Züchtigung zu leiden, die schmerzlich ist, aber sie sollen daran denken, daß tapfer ertragene Züchtigung köstlichen Gewinn bringt. „Darum richtet die matten Hände wieder auf und die ermatteten Knie und stellt für eure Füße gerade Bahnen her, damit das Lahme nicht am Wege liegen bleibe, sondern vielmehr gesund werde“ (12,12 f.).

Eine Versuchung für den, der Unbill leiden muß, ist die, daß er sich dazu verleiten läßt, gegen die zu schlagen und zu schelten, die ihm die Unbill antun. Von seiten der Leser soll in die unerfreuliche Lage nicht noch dadurch mehr Schärfe kommen, daß sie sich feindselig zu ihren Gegnern stellen und verhalten. Sie sollen vielmehr darauf aus sein, jenen keinen berechtigten Anlaß zu ihrem feindlichen Verhalten zu geben, indem sie es mit der Heiligung ihres Wandels ernst nehmen. Es hängt von ihrer Haltung in dieser schweren Lage ab, ob sie Gott schauen dürfen.

Es sieht so aus, als wollte der Verfasser mit diesen Versen zu Weisungen für das rechte Verhalten der Leser übergehen. Solche folgen auch mit 13,1ff. Vorher tritt aber noch eine Unterbrechung ein, indem der Verfasser noch einmal, nun das letzte Mal, zu einer dringenden Mahnung, festzubleiben, ansetzt. Alle Kunst und Kraft der Darstellung, die ihm zu Gebote steht, wendet er auf, um dies letzte Mahnwort möglichst eindrücklich zu gestalten, um womöglich mit ihm noch zum Ziele zu kommen. Gewaltig und furchterregend war die Erscheinung Jahwes am Sinaiberg. Begreiflich, daß selbst ein Mose darob erzitterte. Was ist das aber im Vergleich zu dem, was die Leser erleben? „Ihr seid zu dem Berg Zion und der Stadt des lebendigen Gottes herangetreten, dem himmlischen

Jerusalem, und zu vielen Tausenden von Engeln, zu einer Festversammlung und zu der Gemeinde der im Himmel aufgeschriebenen Erstgeborenen und zu einem Richter, dem Gott aller, und zu den vollendeten Gerechten, und zu Jesus, dem Mittler eines Neuen Bundes, und zum Blut der Besprengung, das gewaltiger redet als das Blut Abels“ (12,22-24).

Kann man die Entscheidung, um die es sich handelt, gewaltiger motivieren, als es hier geschieht? Muß das nicht schließlich jeder begreifen, vielleicht sagte man besser, tief empfinden, daß der nicht ungestraft davonkommen wird, welcher den, der so vom Himmel her zu ihm redet, von sich weist? Und zu dem, was gewaltige Gegenwart ist, tritt noch hinzu der Hinweis auf die große Zukunft, die, wie wir früher hörten, nicht mehr fern ist. Da wird das Wort in Erfüllung gehen: „Noch einmal werde ich nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel erbeben lassen“ (Hag. 2,7). „Das Wort ‚noch einmal‘ weist auf die Verwandlung dessen hin, was erschüttert wird, weil es etwas Geschaffenes ist; es soll eben etwas Bleibendes entstehen, was nicht erschüttert werden kann. Darum wollen wir, weil wir ein unerschütterliches Reich empfangen, dafür dankbar sein, denn dadurch dienen wir Gott, wie es ihm wohlgefällt, mit frommer Scheu und Furcht, denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“ (12,27f.).

Auch bei diesem ergreifenden letzten Appell schließt sich der Verfasser mit seinen Lesern zusammen. Ihm gilt dasselbe wie ihnen. Er aber wird fest bleiben. Möchten sie es mit ihm tun zu ihrem ewigen Heil.

Nun folgen im letzten Kapitel einige Mahnungen für das rechte Verhalten der Leser. Da sie konkret sind, muß sich hier gerade unsere These als richtig erweisen oder scheitern. Wir brauchen nur das 13. Kapitel des Hebräerbriefes mit dem 12. des Römerbriefes zu vergleichen, um zu sehen, daß es dem Verfasser des Hebräerbriefes nicht darauf ankommt, eine umfassende Zusammenstellung von Weisungen für Christen zu geben, sondern daß er sich auf einige wenige Ermahnungen beschränkt. Er mahnt zuerst: die Liebe zu euren Brüdern bleibe, wie sie bisher da war. Es ist nicht genau übersetzt: bleibt fest in der Bruderliebe. Der Verfasser hat von seinen Lesern früher gerühmt, daß sie in der ersten Zeit tätige Liebe zu den Brüdern bewiesen haben (6,9ff.). Darin sollen sie fortfahren, obschon inzwischen die Zeiten noch schwerer für sie geworden sind. Diese helfende Liebe zu den Brüdern sollen sie dadurch beweisen, daß sie nicht vergessen, zu herbergen. Es muß also bei ihnen so sein, daß besonders viel Gelegenheit da ist, diesen Liebesdienst fremden Brüdern zu tun, und das andererseits die Möglichkeit vorliegt, ihn zu leisten, weil das Haus da ist, in das die Brüder gastlich aufgenommen werden können.

Die damit gegebene Lage der Leser bedarf näherer Aufmerksamkeit. Wir fragen zunächst: wo mag wohl besonders viel Gelegenheit und damit auch besonders viel Veranlassung gewesen sein, fremde Brüder gastlich

aufzunehmen? Und wir können darauf antworten: jedenfalls in Jerusalem. Wir fragen aber weiter und diese Frage ist wichtiger: wie kann der Verfasser darauf zählen, daß die Empfänger des Briefes, nicht nur einzelne unter ihnen, in der Lage sind, Herberge zu bieten? Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß es auffallen müsse, wenn der Verfasser sagt: eure Einkünfte haben sie euch genommen, und dennoch hier dieselben Leute auffordert, zu herbergen. Wir stehen hier vor einer Einzelheit, die für unsere These von großer Bedeutung ist. Sie bestätigt nämlich, daß diese Hausbesitzer Priester sind. Wieso? mag mancher verwundert fragen. Wo steht etwas davon im Briefe? Nun, es steht jedenfalls im Briefe, daß man zwar die Einkünfte der Briefempfänger wegnahm, daß man ihnen aber die Häuser ließ. Dieses auffallende Verhalten der Gegner der Leser findet aber eben darin seine Erklärung, daß es sich bei den Lesern um Priester handelt. Wollen wir uns davon überzeugen, daß dem so ist, dann müssen wir schon einmal danach fragen, wie es denn mit den Besitzverhältnissen der Priester steht. Darüber gibt uns Auskunft 3.Mo. 25,29ff. Dort ist zuerst die Rede vom Hausbesitz allgemein und dann von dem der Leviten, zu denen die Priester ja gehören. Und es heißt: „Was ferner die Städte der Leviten, die Häuser in den Städten betrifft, die ihnen zum Eigentum überwiesen sind, so soll den Leviten ein ewiges Rückkaufsrecht zustehen. Wenn ferner einer von den Leviten sein verkauftes Haus nicht wieder einlöst, so soll es, wenn es in einer ihm zugewiesenen Stadt liegt, im Halljahre wieder frei werden; denn die Häuser in den Städten der Leviten sind ihr Erbesitz inmitten der Israeliten. Das Folgende hat nun zu seiner Voraussetzung eine These, die hier nicht schnell bewiesen werden kann, die aber jedem Kenner der Verhältnisse zur Zeit des Neuen Testaments einleuchtet, nämlich die, daß es keine Zeit gegeben hat, in der man in weiten Kreisen des israelitischen Volkes, vor allem in Palästina, eifriger bemüht gewesen ist, die Vorschriften der Thora nach Möglichkeit zu erfüllen als eben die Zeit des Neuen Testaments. Nach der eben zitierten Stelle gilt aber für ein Priesterhaus in gewissem Sinne ebenso ein Ausnahmerecht wie für den Priester selbst als Mitglied einer Kaste, in die man hineingeboren sein muß. Ein Priesterhaus ist „ewiger Erbesitz“. So lange der Priester nicht aus dem Heilsvolke ausgestoßen ist, kann ihm darum sein Haus nicht genommen werden. Wirtschaftliche Schädigung, sogar Güterentziehung, Entziehung der Einkünfte, das alles ist bei einem gebannten Priester möglich, (Strack-Billerbeck, 171, S. 328.) nicht aber Wegnahme des Erbesitzes, die Enteignung seines Hauses. Wir besitzen in der Apostelgeschichte eine Spur von dem, was hier behauptet wird. Die Aufgabe, für die armen Glieder der jungen Gemeinde zu sorgen, die ganz plötzlich über die Urgemeinde hereinbrach, zeitigte in wohlhabenden Diaspora-Israeliten, welche sich der Gemeinde angeschlossen hatten, den Entschluß, ihre Häuser und

Äcker, die sie sich in Jerusalem erworben hatten, zu verkaufen und den Erlös den Aposteln zur Verfügung zu stellen. Hier handelt es sich um freien Besitz. An anderer Stelle erfahren wir aber, daß die Mutter des Markus in demselben Jerusalem ein Haus besitzt und zwar ein solches von einiger Größe, da es die Gebetsversammlung eines Teils der Gemeinde aufnehmen kann, außerdem einen Toreingang besitzt. Nirgends aber wird ein Ton des Vorwurfs oder des Bedauerns laut, daß dieses Haus nicht auch verkauft ist.

Warum? Man kann sagen, es ist das Haus einer Witwe, der man den Verzicht auf ihren Besitz nicht zumutet. Es läßt sich aber auch noch ein anderer Grund denken. Maria, die Besitzerin des Hauses, ist die Mutter des Markus. Dieser ist der Vetter des Leviten Barnabas. Das Wort für Vetter, *ἀνέψιμος*, bedeutet aber den Stammesverwandten, den Sohn des Geschlechts (4.Mos. 36,11). Markus ist also ebenso wie Barnabas Levit, und der Hausbesitz seiner Mutter hat darum den Charakter des unantastbaren Erbes. Das Problem, das die Verse 10,34 und 13,1 stellen, löst sich also am ehesten, wenn es sich bei den Lesern des Briefes um Priester handelt.

Des weiteren heißt es: gedenket der Gefangenen, als wäret ihr auch im Gefängnis. Es ist also immer noch so, wie es gleich zu Anfang war. Es sind zwar erneut Christen aus der Gemeinde im Gefängnis, aber aus dem Kreise der Leser befindet sich keiner darunter. Sie sind frei und in der Lage, sich der Gefangenen irgendwie anzunehmen. Es ist hier dasselbe zu sagen wie oben: Diese Ausnahmestellung in der Urgemeinde ist am ehesten begreiflich, wenn der Kreis, um den es sich handelt, ein solcher ist, für den es verständlich gemacht werden kann, daß man ihn mit dem Gefängnis verschont. Es läßt sich aber verstehen, daß man Priester ebenso, wie man ihnen nicht ans Leben geht, auch mit dem Gefängnis verschont. In dieser ihrer besonderen Lage sind sie auch imstande, sich der sonstigen Bedrängten der Gemeinde anzunehmen, und haben daher auch die Pflicht, dies zu tun.

Nach den beiden aus der Lage in Jerusalem leicht zu verstehenden Mahnungen folgen zwei andere, von denen nicht ebenso deutlich gemacht werden kann, daß sie konkret begründet sind. Besonders gilt dies von der Mahnung, die Ehe in Ehren zu halten und das Ehebett nicht zu beschmutzen. Wir haben es mit zwei Mahnungen zu tun, die *kompensarisch* (= zusammengefaßt, gedrängt) das Verhalten des Christen bestimmen. Es sind die beiden Hauptsünden neben der Sünde des Götzendienstes, vor denen, wie so oft, auch hier gewarnt wird. Immer wieder treffen wir bei den Rabbinen, auch bei dem Exrabbinen Paulus, auf die Nebeneinanderstellung der Hurerei und des Mordes (nach Röm. 1,21 ff. stehen sie in engster Verbindung mit dem Götzendienst). Es sind dies die aus den zwei Begierden (*ἐπιθυμίαι* 5.Mos. 5,21) entspringenden Sünden, die Sünden der Sexualsphäre und die sozialen Sünden, die Sünden

gegen die Gemeinschaft. Die beiden letzten Gebote nach der Fassung des Dekalogs im Deuteronomium stehen dahinter: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes und laß dich nicht gelüsten alles dessen, was dein Nächster hat. Die letztere Sünde erscheint besonders in der Form der *φιλαργία*, des Immer-mehr-haben-wollens. Daher kann Paulus auch sagen: Die Gier, die immer mehr Geld haben will, ist aller Bosheit Wurzel. Es ist nicht die Absicht des Verfassers, eine ins einzelne gehende Aufzählung von Weisungen für den Wandel zu geben. Darum faßt er sich so kurz und beschränkt sich auf die zwei Hauptsünden Hurerei und Geiz.

Bei der Warnung vor dem Geiz fehlt es aber doch nicht ganz an einer konkreten Beziehung. Die Leser werden ermahnt, sich an dem, was da ist, genügen zu lassen und sich davor zu hüten, daß die Geldgier sie beherrsche. Sie sollen sich darauf verlassen, daß Gott sie nicht verläßt, sondern ihnen das für sie Nötige immer wieder zukommen läßt, und darum getrost sprechen: „Jahwe ist mein Helfer. Warum soll ich mich fürchten? Was können mir Menschen tun?“ Die Situation der Leser ist die: Sie sind in dürftigen Verhältnissen, welche die Gefahr in sich schließen, daß sie nach Geld streben. Sie sollen diese Gefahr dadurch überwinden, daß sie Gott vertrauen. Dann werden sie frei gegenüber feindseligen Menschen, deren Feindseligkeit sich darin äußert, daß sie sie in solche mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse gebracht haben.

Was hier gesagt ist, paßt vortrefflich auf die Verhältnisse, die wir bisher für die Leser des Briefes aus diesem feststellen konnten. Sie waren einst hinsichtlich ihres äußerlichen Durchkommens in günstiger Lage. Priester in Jerusalem hatten reichlich Einkünfte. Diese Einkünfte hat man ihnen weggenommen. Ihre Häuser können sie nicht essen. So müssen sie sehen, wie sie sich ihr Auskommen sichern. Da ist Gefahr, daß sie es nicht gesichert sehen durch die Fürsorge Gottes, der sie nicht verlassen wird, sondern daß sie sich auf Gelderwerb legen und damit unter die knechtende Macht des Geldes geraten. Wir haben oben gesagt, daß der Abfall eines Christen etwas Irrationales habe. Hier kann gesagt werden, daß in der ärmlichen äußeren Lage eine Versuchung vorhanden war, durch reuige Rückkehr die früheren günstigen Lebensverhältnisse wiederzugewinnen.kehrten die christlichen Priester Jesus unter Verfluchung und Verwünschung den Rücken, so würde man sie in Jerusalem gern in den Genuß ihrer früheren Einkünfte haben treten lassen. Damit ist nicht aufgehoben, daß der letzte Schritt Begnadeter das Moment des Irrationalen behält.

Hier, wo diese Gefahr auftaucht, rückt ihnen der Verfasser die Männer vor Augen, die sich als treu bewährt haben, indem sie sogar ihr Leben drangegeben haben. Sie sollen an ihre einstigen Führer denken, von denen sie das Wort Gottes gehört haben, sollen ihr Ende anschauen und wie sie Glauben halten. Die Übersetzung „Lehrer“ ist nicht glücklich. Ist doch früher von einer Pflicht aller

Angeredeten die Rede, Lehrer zu werden. Hätten sie diese Pflicht erfüllt, so wären sie damit keineswegs auch zugleich Führer der Gemeinde geworden. Führer ist mehr als Lehrer. Führer können allerdings auch zugleich Lehrer sein und sofern von den Führern gleichzeitig ausgesagt wird, daß sie den Lesern einst das Wort Gottes gesagt haben, sind die hier gemeinten Führer auch zugleich Lehrer. Wer sind nun aber diese Führer? Wir erinnern uns daran, daß zu Anfang des Briefes (2,1 ff.) die Rede war von Männern, die Jesus selbst gehört haben und dann das Gehörte als ihr Zeugnis weitergegeben haben an die Empfänger des Briefes, und wir sagten dort, daß die ganze Stelle nach Jerusalem weise und so mit den Ohrenzeugen die Apostel gemeint sein müßten. An diese Stelle ist hier zu denken. Die Führer sind Apostel, welche ihr Zeugnis inzwischen mit dem Märtyrertode besiegelt haben. Fragen wir die Berichte, die wir über die erste Gemeinde haben, und ziehen wir die glaubwürdigen Überlieferungen über die Geschehnisse der ersten Christenheit hinzu, so geben sie auf diese Frage die folgende Antwort: Von den Aposteln ist zuerst der Märtyrerwürde teilhaftig geworden Jakobus, der Bruder des Johannes (Apg. 12,1.2). Er gehört zu den Dreien, die Jesus mehrfach dadurch ausgezeichnet hat, daß sie allein Zeugen bedeutsamer Vorgänge sein durften. Dann folgt Petrus, der Führer der Gemeinde (nach Matth. 16,18). Mag über sein Ende noch soviel unsicher sein, dies steht doch fest, daß er in Rom für seinen Heiland starb. Vielleicht kann auch noch zu den Führern, welche gemeint sind, Jakobus, der Bruder des Herrn, gerechnet werden. Auch er hat den Herrn gehört, auch er hat in Jerusalem von ihm gezeugt, auch er ist für ihn gestorben. Nicht aber wird Paulus zu den Männern zugefügt werden können, die V. 7 gemeint sind. Er hat wohl auch, wenn auch nur kurz, in Jerusalem gepredigt, aber er gehört nicht zu den Ohrenzeugen. Es möchte sein, daß der Terminus „Führer“ und nicht Apostel um des Jakobus willen gewählt ist, welcher zwar ein Führer, und zwar an hervorragender Stelle, in der Gemeinde zu Jerusalem gewesen ist, aber nicht ein Apostel genannt werden kann.

Es folgt der unendlich viel zitierte Vers: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Um seiner Bedeutung willen ist ernsthaft zu fragen: was besagt er? und weiter: was soll er gerade an der Stelle, an der er steht? Die Übersetzungen des Wortes sind im wesentlichen alle einander gleich. Man übersetzt *ὁ αὐτός* mit „derselbe“ und gewinnt daraus den Sinn, daß der, welcher Jesus der Christ heißt, derselbe gewesen sei, jetzt sei und immer sein werde. Wenn man sich nach der Grammatik und nach dem Wörterbuch allein richtet, kann man auch nicht wohl anders übersetzen. Sie genügen aber nicht zum Verständnis der Stelle. Hören wir einmal mit den Ohren eines zeitgenössischen Israeliten, etwa eines Rabbinen, die Formel: gestern, heute und in Ewigkeit, oder wie wir auch sagen können: in alle Zukunft. Woran wird er alsbald

denken? Von wem ist er gewohnt, Derartiges zu sagen? Doch wohl von Jahwe. Er hört die Formel als eine Deckformel für den nicht auszusprechenden Jahwenamen. Wir kennen eine ganz ähnliche aus der Offenbarung des Johannes: der da ist, der da war und der da kommt (1,4.8). Dort ist die Formel sicher ein Deckname für den Jahwenamen. Sie wird darum auch nicht dekliniert, denn sie hat die Bedeutung eines Eigennamens. Beachten wir weiter, daß zu den Decknamen für Jahwe auch das ER (*αὐτός*) gehört, dann liegt etwas Anderes, Bedeutungsvolleres als das mehr formale „derselbe“ in dem Wort. Es heißt dann: Jesus der Christ ist DER, ist ER, welcher gestern, heute und in Ewigkeit ist. Wir haben vor uns das Bekenntnis der ersten Christenheit: Jesus, der Christus, der HERR (Jahwe). Ist dem so, dann verstehen wir, warum das Wort gerade hier auftaucht. Wofür sind die Zeugen Jesu im Grunde in den Tod gegangen? Für dasselbe Bekenntnis, wofür man auch ihn für des Todes schuldig erklärte. Sie haben sein Selbstbekenntnis sich als ihr Bekenntnis zu ihm angeeignet und haben dafür den Tod erlitten. So bekommt der Vers an seinem Orte eine besondere Kraft. Wem sollen die Schwankenden die Treue halten, für wen soll man, wenn es sein muß, auch sterben können? Für den Jesus, der der Christus und der HERR ist.

Wir kommen nunmehr an die Stelle, bei der nach unserer Meinung die Entscheidung für unsere These fällt: 13,9-17. Sie gibt mit Vers 9 dem Exegeten ein nicht leicht zu lösendes Rätsel auf. Was sind das für mancherlei und fremde Lehren, von denen die Leser sich nicht umtreiben lassen sollen? Wieder ist zuerst die genauere Übersetzung zu bieten. Menge und Albrecht übersetzen deutlicher: laßt euch nicht irreführen, Weizsäcker weist in dieselbe Richtung mit der Wiedergabe: laßt euch nicht hinreißen. Man will also mit diesen Lehren die Leser zu einem Schritte, den wir jetzt noch unbestimmt lassen, bestimmen. Man will auf sie in einer ganz bestimmten Richtung Eindruck machen. Es ist vielerlei, was man da zu sagen weiß, und es sind solche Lehren, welche sie bei den Lehrern, die ihnen das Wort Gottes gesagt haben, nicht zu hören bekommen haben. Die Lehren beziehen sich irgendwie auf Speisen. Durch diese Speisen sollen die Herzen fest werden, augenscheinlich die Herzen derer, die diese Speisen genießen. Diese haben aber nicht den erwarteten Gewinn von dieser Speisen Genuß. Im Gegensatz zu ihnen haben der Verfasser und seine Leser einen Altar, von dem zu essen, die nicht Vollmacht haben, die noch in der Stiftshütte dienen.

Es handelt sich also um Speisen der Priester. Das sind doch die, welche in der Stiftshütte dienen. Von diesen Speisen versprechen sich diese Priester einen Gewinn. Sie wollen den Kreis von Christen, um den es im Hebräerbrief geht, durch ihre Belehrung dahin bringen, daß sie sich auch mit diesen Speisen befassen, damit durch sie ihr Herz fest werde. Sie sollen die Speisen essen,

welche die essen, die in der Hütte dienen. Wer darf das? Wer darf Priesterspeise essen? Wer auch Priester ist. Hier haben wir die Bewährung unserer These vor uns. Die Männer, um die man sich bemüht, um sie zu gewinnen, der Verfasser sagt, um sie zu verführen, sind Priester, und die, welche sie gewinnen bzw. verführen wollen, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls Priester. Man braucht gegen die abtrünnigen Priester bald die Peitsche, bald den Zucker, beides in der Absicht und Hoffnung, sie noch wiederzugewinnen. Darum schreitet man auch nicht zum Äußersten. Darum sperrt man sie nicht ins Gefängnis. Darum hat man bisher noch keinen Priester getötet. Was müßte es auch bedeuten, wenn der Triumph gelänge, daß man die christlichen Priester wieder zurückholte!

Haben wir aber eine Möglichkeit, auch zu erkennen, welcher Art diese Lehren waren, welche die Leser wiedergewinnen sollten? Der Satz: wir haben einen Altar, von dem die Priester im Tempel nicht essen dürfen, hilft zur Antwort. Irgendwie gehören nach diesem Verse Altar und Priester zusammen, und zwar vermittelt sich dieser Zusammenhang durch das Essen von dem, was auf den Altar kommt. Man wird alsbald an das Wort des Paulus erinnert: „Sehet auf Israel nach dem Fleische. Sind nicht die, welche die Schlachtopfer essen, in Gemeinschaft mit dem Altar?“ (1.Kor. 10,18). Dort ist zwar nicht nur von den Priestern die Rede, sondern von Israel allgemein. Darunter sind aber auch die Priester mitbefaßt. Auch sie sind durch das Essen vom Opfer in der Gemeinschaft des Altars, ja, sie erst recht, da sie ja manches vom Opfer essen dürfen, was dem Nichtpriester verboten ist. So wird es auch verständlich. Daß gerade Priester auf dieses Essen der Opfer besonderen Wert legen, sich von ihnen einen besonderen Nutzen versprechen, und daß sie ihr Vertrauen auf diese Gemeinschaft mit dem Altar setzen, daß sie meinen, von daher ein festes Herz gewinnen zu können. Auch der Vers Hebr. 13,9 gehört zu den vielen, die durch Isolierung ihrem eigentlichen Inhalt entfremdet werden. Man hört ihn immer nur bis zu dem Worte: durch Gnade. Man weiß gewöhnlich gar nicht, daß er heißt: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade, nicht durch Speisen. Und man weiß noch weniger, was mit diesen Speisen gemeint ist. Bei unserer These, daß die Leser des Hebräerbriefes Priester sind, lösen sich die schwierigen exegetischen Rätsel, welche der Zusammenhang aufgibt.

Durch Gnade soll und wird das Herz der Leser fest werden. Und dazu wird der Altar helfen, von dem zwar die Leser essen dürfen, nicht aber die Priester, die noch im Tempel dienen. Was mag das für ein Altar sein und was für eine Speise, von denen der Verfasser mit einer Art überlegenen Stolzes sagt, daß sie den Priestern nach dem Fleisch verwehrt sei. Man kann nur an das Herrenmahl denken, an den Tisch des Herrn und an die Gemeinschaft, die durch die

Teilnahme am Tisch des Herrn zwischen ihm und den Essenden vermittelt wird. Mögen jene noch soviel in ihren Lehren reden von dem Gewinn, den sie zu verheißen haben, hier ist mehr. Wer auf sie hört, verliert, anstatt zu gewinnen.

Durch dieses Mahl sind die Leser mit dem Herrn verbunden zu unlöslicher Gemeinschaft. Darum vermag sie auch die Schmach, die auf ihm liegt, nicht von ihm zu trennen. Man verbrennt die Leiber der Opfer, welche der Hohepriester für das Volk darbringt, außerhalb des Lagers. Jesus, der durch sein Blut das Opfer für das Volk ist, wurde, als man ihn kreuzigte, zum Tor hinausgeführt und hat vor dem Tore gelitten. Daher gehören die Seinen auch vor das Tor.

Während die Verse 9 und 10 die These bewährten, daß es sich bei den Lesern des Briefes um Priester handelt, wird es nun deutlich, daß diese Leser in Jerusalem zu suchen sind. Sie werden aufgefordert, Jerusalem zu verlassen, aus ihm hinauszugehen und die Schmach des Ausgestoßenen, Verfluchten und ans Kreuz Geschrienen zu teilen. Was das besagt, vermag man zu ermessen, wenn man den Ton leidenschaftlicher Liebe zu Jerusalem hört, der in dem 137. Psalm erklingt. Was mußte es erst bedeuten, wenn Priester, die bis dahin in Jerusalem gelebt hatten, die, wie wir sahen, dort ihr durch Gottes Gesetz gesichertes Haus hatten, nun aufgefordert wurden, diese Stadt zu verlassen. Der Verfasser mutet ihnen dies darum zu und kann es tun, weil er sie von dem irdischen Jerusalem zu lösen vermag, aber nicht so, daß er sie ins Leere weist. Es gibt ein anderes Jerusalem, das obere, das künftige. Dem sollen sie entgegenleben. Daß mit der Stadt hier, die nicht bleiben wird, Jerusalem gemeint ist, bedarf keines weiteren Beweises. Welche andere Stadt sollte auch gemeint sein können. Hierosolyma aeterna! so dachte Israel nach dem Fleisch. Die Christenheit wußte vor sich die wahre, ewige Stadt, das Jerusalem, das droben ist und von dort kommt, wenn der neue Himmel und die neue Erde kommen werden.

Wie kommt aber der Verfasser dazu, seinen Lesern zuzumuten, daß sie Jerusalem verlassen sollen? Ein Anderer, Größerer als er, hat es seiner Gemeinde gesagt, daß eine Zeit kommen wird, zu der es für sie gilt, von Jerusalem zu weichen und anderwärts Zuflucht zu suchen. Das wird dann sein, wenn es deutlich wird, daß die Tage nahen, in denen Jerusalem belagert und nach seiner Eroberung der Tempel der Zerstörung preisgegeben sein wird. Für wen das nicht vage Fantasien sind, sondern ernsthaft zu nehmende Weisungen, die der Gemeinde wirklich gegeben worden sind, der versteht, daß nichts stärker von der heiligen Stadt und von dem Tempel lösen kann als dieser Vorblick auf das Gericht, welches über Jerusalem kommen wird, weil es „nicht gewollt“ hat, als Jesus es nicht einmal nur, sondern wiederholt zu sich rief.

Von Vers 14 her bekommt auch die Stelle 11,9 ihren konkreten Sinn. Schon Abraham wartete auf eine Stadt, deren Fundamente Gott selbst gelegt haben

werde und deren Erbauer ER sein werde. Ja, nicht nur von der Stadt Jerusalem, sondern auch von dem Lande Israel werden die Leser gelöst durch 11, 14, 15.

Sind die Christen von Jerusalem ausgezogen, ist die Stadt zerstört und der Tempel gefallen, dann ist es mit den Opfern vorbei. Die Christen verlieren aber damit nichts. Sie haben ja Opfer, echte Opfer, die sie darbringen können und die von dem Geschick des Tempels völlig unabhängig sind. Wir fühlen mit, was dieses Wort für frühere Priester bedeuten mußte. Einst haben sie den Opferdienst neben den andern Priestern geübt. Wenn sie ernste Leute waren, dann haben sie ihn als einen heiligen Dienst angesehen und es als eine Ehre empfunden, daß sie ihn tun durften. Man fühlte sich als Priester in seiner Würde. Dann kam der Anschluß an die junge Christengemeinde und damit hörte der Dienst im Heiligtum für sie auf. Kein Opfer durften sie mehr bringen. Kein Wunder, daß man meinte, man könne sie wieder locken, indem man ihnen die Situation des Priesters und den aus ihr fließenden Gewinn vor die Augen und die Seele rückte. Aber wieder stellt sie der Verfasser, der sie gegen diese Lockungen feien will, nicht ins Leere, wieder hat er nicht nur ein Nein. Sie können und sollen noch und wieder opfern und zwar Gott wohlgefällige Opfer. Das mit Lobpreis Gottes verbundene Bekenntnis zum Jahwenamen, wie es die Christen bekannten, und das Wohltun und das gütige Schenken sind solche Gott wohlgefälligen Opfer.

Israel nach dem Fleisch kannte auch schon diese Opfer, den anbetenden Lobpreis Jahwes und die Tat und das Geschenk der Güte. Seitdem das Volk in der Zerstreuung lebte, konnte ja nur ein kleiner Teil richtige Opfer darbringen. Waren diese doch an den Tempel in Jerusalem gebunden. Dafür gab es Opferersatz: die Buße (das geängstete und zerschlagene Herz), das Gebet und die Betätigung der Güte. Aber das alles war eben doch nur Ersatz, wenigstens war es dies, so hoch man es auch wertete, sicher in den Augen derer, denen das eigentliche Opfer im Tempel anvertraut war, der Priester. Hier sagt der Verfasser zu Priestern: Anbetung und tätige Güte sind nicht Ersatz, den Gott sich gefallen läßt, sondern sie gefallen ihm wohl als echte Opfer. Diese christlichen Priester, vom Opfer im Tempel ausgeschlossen, brachten echte Opfer dar, wenn sie sich lobpreisend zu Jahwe, dem Vater Jesu, des Christus bekannten und dem Bedürftigen in echter Güte halfen. „So laßt uns nun opfern durch ihn das Lobopfer Gott allezeit, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen.“ „Wohlzutun und mitzuteilen vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“

Zum Schluß folgt nun noch eine Mahnung zum Gehorsam gegen die Führer. Das Wort wird oft als eine Hauptstelle für die Aufgabe der Seelsorge verwertet. Und sicher handelt es sich bei dem Verhalten der Führer um Seelsorge. Aber auch hier gilt es, den Ursinn der Stelle zu fassen, nicht den, welchen lange

exegetische Tradition in ihr findet. Die Leser müssen dazu ermahnt werden, den Männern, die gegenwärtig in Jerusalem die Führung der Gemeinde haben, zu gehorchen. Das sieht danach aus, daß sie Schwierigkeiten haben, diesen Gehorsam zu leisten. Wir verstehen das, wenn die Leser Priester sind. Als solche haben sie einst selbst zu der führenden Schicht in Jerusalem gehört. Nun sollen sie sich, wie jedes Gemeindeglied, den Führern fügen. Da liegt für den alten Menschen, der auch im Christen noch lebt, eine Versuchung. Sie will der Verfasser durch seine Mahnung überwinden. Er macht aber nicht einfach seine Forderung geltend. Er fügt eine Begründung hinzu, welche die Mahnung verstärken soll. Die Führer machen nicht etwa ihnen gegenüber ihre Autorität geltend, sondern dringen in sie aus sorgender Liebe. „Gebt diesem Drängen nach!“ so übersetzen wir genauer das *ὀπιέκετε*. Fein ist das, was die Führer tun, durch das *ἀγρυπεῖν* zum Ausdruck gebracht. Durch die Übersetzung: „sie wachen über eure Seelen,“ könnte der Anschein erweckt werden, daß sie die Seelen der Leser überwachen, ihr Verhalten kontrollieren. Er wäre falsch. Es heißt: sie liegen in den Nächten wach, der Schlaf flieht sie euch zugut. Sie wissen, daß sie einmal Rechenschaft darüber geben müssen, ob sie ihren Dienst an euch recht getan haben. Das ist etwas anderes als: daß sie verantwortlich gemacht werden, wenn ihr nicht treu bleibt. Es wird vielmehr gesagt: Tag und Nacht denken sie an euch und denken darüber nach, wie sie euch am besten in eurer Lage helfen könnten. Wenn das alles umsonst sein sollte, dann werden sie sich wohl vor Gott verantworten können, sie werden es aber tun mit Seufzen darüber, daß sie sich umsonst um euch bemüht haben, wenn ihr ihnen nicht folgt. Mit Freuden tun sie es, wenn sie euch haben zu eurem Heile helfen dürfen. Müssen sie seufzen, dann ist das für die Leser schlimm, denn dann geschieht, was der Verfasser mehrmals mit so großem Ernst in Aussicht gestellt hat, dann wartet auf die unvergebbare Sünde des bewußten Abfalls die Vernichtung.

Man merkt, ein wie hoher Ernst es den Führern der Gemeinde um das Bemühen ist, die gefährdeten Glieder zu halten. Begreiflich. Wie es für die alte Gemeinde etwas Betrübendes hatte, als sogar Priester sich von ihr wandten, und wie man es als einen Sieg empfunden hätte, wenn es gelungen wäre, sie wieder zurückzugewinnen, so war es ein Freudentag für die junge Gemeinde gewesen, als Priester sich ihr anschlossen, und so wäre es nicht nur ein Trauertag für sie geworden, wenn diese wirklich wieder abgefallen wären, sondern dies hätte auch auf schwankende Gemüter aus andern Kreisen der Gemeinde verführend wirken können.

Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser des Briefes sowohl darum weiß, daß seine Leser Schwierigkeiten haben, sich den Führern zu fügen, wie auch um den Eifer, mit dem man in Jerusalem sich um die Gefährdeten

müht. Fragt man, woher er dies wissen kann, dann ist die einfachste Lösung die, daß er es von den Führern der Gemeinde erfahren hat. Ob vielleicht zusammen mit der Bitte: Hilf uns in dieser ernsten Lage diese Priester festhalten?

Die Stellen, aus denen man etwas über die Empfänger des Briefes entnehmen kann, sind besprochen. Dabei blieb aber der größte Teil des Briefes außer Betracht. Mit Absicht, wie oben gesagt wurde. Er muß nun auch Berücksichtigung finden. Ist unsere These richtig, dann muß sie sich für das Verständnis des übrigen Briefes diensam erweisen. Ist sie falsch, dann wird sich dies darin zeigen, daß der Brief sonst sich gegen sie sperrt, wenn nicht gar sie geradezu ins Unrecht setzt. Das Eigenartige und Einzigartige des Hebräerbriefes ist die Weise, wie er vom Tempel, vom Opfer, von den Priestern, besonders vom Hohenpriester und dessen Opfer am großen Versöhnungstage spricht. Nirgends sonst im Neuen Testament beherrscht der Kultus, die Aboda so die Ausführungen wie im Hebräerbrief. Ja, man kann mehr sagen: Im ganzen übrigen Neuen Testament erscheint der Kultus als nebensächlich. Es wird nicht weiter von ihm geredet und gehandelt. Wollte man sich über ihn im Neuen Testament (abgesehen vom Hebräerbrief) unterrichten, man käme gründlich zu kurz. Schon ein Blick in die Konkordanz zeigt das. Selten ist in den Evangelien vom Priester und vom Opfer die Rede. Im Johannesevangelium kommen die Priester nur einmal vor und der Hohepriester außerhalb der Leidensgeschichte, wo er unentbehrlich ist, auch nur einmal. Das Wort *ῥωσια*, Opfer, findet sich überhaupt nicht. Und sieht man näher zu, dann handelt es sich sowohl in der Priesterstelle wie an den Orten, wo der Hohepriester hervortritt, nirgends um den Kultus, sondern immer um eine oberbehördliche Funktion. Johannes kann also ein Evangelium von Jesus bieten, und zwar Israeliten (s. meine Schrift: Das Johannesevangelium eine Missionsschrift für Israel. Gütersloh 1928.) bieten, in dem vom Kultus, von Priester und Opfer überhaupt nicht die Rede ist. Nicht ganz so, aber ähnlich liegen die Dinge bei den Synoptikern. In allen drei Evangelien kommt das Wort *ῥωσια* nur sechsmal vor. Von Priestern ist auch nicht oft die Rede, ebenso nicht vom Hohenpriester, abgesehen von der Leidensgeschichte. Das ist nicht von ungefähr. Nach dem, was wir aus allen Evangelien wissen, hat für die Lehre und das Wirken Jesu der Kultus eine ganz nebensächliche Bedeutung gehabt. Mit den Vertretern des Pharisäismus setzt er sich immer wieder auseinander, mit Priestern selten. Er bekämpft nicht den Kultus. Mag er seinen Gang gehen. Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, so ... (Matth. 5,23). Jesus verwehrt also den Seinen das Opfern nicht. Ja, er beachtet das Gebot, das für den geheilten Aussätzigen gilt. Er sendet ihn zu den Priestern. Er verachtet auch den Tempel nicht. Er sagt nicht, da er den Tempel reinigt: „laßt das Opfern!“, sondern befreit ihn von dem skandalösen Treiben der Wechsler und Taubenkrämer. Wir dürfen auch annehmen, daß er wie den

Sabbat so auch den großen Versöhnungstag mit seinem Volke gehalten hat. Welch Ärgernis hätte er gegeben, wenn er an diesem Tage gearbeitet und sich nicht der Speise enthalten hätte! Nur wo die Pflicht der Liebe und das Opfer sich stoßen, da entscheidet er für das Recht der Liebe. Damit verwirft Jesus aber keineswegs das Opfer prinzipiell, wie man meint. Es wird allerdings nach seiner Weissagung ein Tag kommen, da wird Gott selbst dem Kultus ein Ende machen. Er wird den Römern als Werkzeugen seines Gerichts Macht geben, den Tempel zu vernichten, Jerusalem zu zerstören. Bis dahin mag es am Tempel nach der Weisung des Mose gehalten werden wie bisher. So ist auch im Blick auf die Synoptiker und auf die Gesamthaltung Jesu zu sagen: Der Kultus steht, wo es sich um die Lehre und das Wirken des Jesus handelt, ganz beiseite. Die Evangelisten können der Gemeinde darüber Genügendes sagen, ohne den Kultus zu berücksichtigen.

Ebenso liegen die Dinge bei Paulus. Ja, für ihn bringt der Blick in die Konkordanz eine große Überraschung. Nicht ein einziges Mal wird bei ihm der Hohepriester auch nur genannt, bei ihm, der doch ein gut Teil seines Lebens in Jerusalem zugebracht hat. (Der Hohepriester kommt übrigens auch in der ganzen übrigen Briefliteratur nicht vor.) Nicht ein einziges Mal kommt Paulus auf die Priester zu sprechen (übrigens auch die ganze sonstige Briefliteratur nicht). Von Opfern spricht er fünfmal, aber nur zwei der Stellen beziehen sich auf das kultische Opfer (1.Kor. 10,18; Eph. 5,2). Auch vom Opferaltar redet er selten: einmal im Zitat (Röm. 11,3), einmal in der schon erwähnten Stelle 1.Kor. 10,18 und noch ein einziges weiteres Mal (1.Kor. 9,13). Auch *ἱλάσκεσται* und *ἱλασμός* kommen bei ihm nicht vor, und für den Sinn des an bedeutsamer Stelle, Röm. 3,25, verwendeten *ἱλαστήριον* ist fraglich, ob es vom Opfergottesdienst herzuholen ist oder nicht vielmehr aus dem Anschauungskomplex des Märtyrertums. Jedenfalls gilt auch von Paulus, daß er seine Botschaft an die Israeliten und an die Heiden auszurichten vermochte, ohne auf den Kultus nennenswert Rücksicht zu nehmen. Dabei kann von ihm ebensowenig wie von Jesus gesagt werden, daß er ein prinzipieller Gegner des Kultus gewesen sei. Er überrascht im Gegenteil dadurch, daß er noch gegen Ende seiner Wirksamkeit anlässlich eines Gelübdes das dazu gehörige Opfer nicht nur für sich, sondern auch noch für vier Mitchristen darbringen lassen will (Apg. 21,26). Dieselbe Stelle zeigt auch deutlich, wie um jene Zeit die Gemeinde in Jerusalem zum Opfer stand: durchaus positiv und gar nicht kritisch ablehnend.

Kommen wir nun von dieser Überschau her zum Hebräerbrief, so werden wir überrascht davon, wie eingehend und mit welcher Wichtigkeit in ihm vom Kultus die Rede ist. Augenscheinlich erwartet der Verfasser für seine Ausführungen bei seinen Lesern Interesse und Verständnis und hält es andererseits für nötig, zu ihnen so zu reden, wie er es tut. Fragen wir vorab, wo

man über den Kultus so Bescheid weiß, wie es hier von den Lesern vorausgesetzt wird, so lautet die nächstliegende Antwort: am Ort des Kultus, in Jerusalem. Fragen wir weiter, für wen Ausführungen über den Kultus von Interesse und Bedeutung sein können, so lautet die Antwort: jedenfalls für Priester.

Sehen wir aber näher zu. Nicht der ganze Kultus wird von dem Verfasser zu seinen Zwecken herangezogen. Ihn interessiert, jedenfalls im Blick auf seine Leser, vor allem der Hohepriester und dessen höchste Funktion, das Opfer am großen Versöhnungstag. Er stellt dem Hohenpriester der alten Gemeinde Jesus als den wahren Hohenpriester gegenüber, an den man sich halten soll und muß, wenn man voller Vergebung teilhaftig werden will.

Es ist jedoch nicht so, daß er, obschon er immer vom Zelt des Mose redet, dabei voraussetzte, daß der Kultus in Jerusalem nicht mehr im Schwange gehe. Der Hohepriester ist noch da und noch in Funktion. Sonst könnte nicht gesagt werden: Was aber veraltet und abgelebt ist, das ist dem Verschwinden nahe (8,13). Noch ist das Alte da, aber nicht mehr lange. Das ist bedeutungsvoll auch für die Frage, wann der Hebräerbrief geschrieben ist. Ist der Tempeldienst noch im Gange, dann muß der Brief noch vor der Zerstörung des Tempels geschrieben sein. Dasselbe legt übrigens auch die Gesamthaltung des Briefes nahe. Wenn der Verfasser seine Leser dadurch vor dem Abfall bewahren will, daß er ihnen zeigt, wie der alte Kultus nicht genüge, wie man verliere, nicht gewinne, wenn man zu ihm zurückkehrt, dann hätte er sich das gewichtige Argument gewiß nicht entgehen lassen: Seht doch, wie der bisherige dadurch gerichtet ist, daß Gott den Tempel hat vernichten lassen. Nichts davon. Die ganzen Ausführungen setzen voraus, daß der Tempelkult noch im Gange ist. Auch hier ist die Stelle, von der wir oben sagten, daß bei ihr die Entscheidung falle, ausschlaggebend. Noch essen die Priester von ihrem Altar und zu diesen Speisen sollen die christlichen Priester zurückgeholt werden.

Bei der Bedeutsamkeit der Gegenüberstellung des Hohenpriesters des Alten Bundes und Jesu, des wahren Hohenpriesters, kann erwartet werden, daß sich gerade an ihr zeigen läßt, ob die Ausführungen Priester als Leser suchen oder nicht. Wir gehen aus von dem Hohenpriester des Alten Bundes. Dabei ist für uns aber nicht so sehr bedeutsam, was über ihn in den 5 Büchern Mose steht, als vielmehr, was man zur Zeit Jesu zu ihm zu sagen wußte. Allerlei und nicht Unwichtiges hatte sich schon jenen Vorschriften gegenüber geändert. So vor allem dies, daß der Hohepriester nicht mehr lebenslänglich seines Amtes walten durfte, sondern oft nur zu rasch einem Nachfolger weichen mußte. Es war nun aber nicht so, daß über solchen peinlichen Differenzen zwischen dem kultischen Gesetz und der gegenwärtigen schlechten Wirklichkeit auf die Gültigkeit der mosaischen Bestimmungen verzichtet worden wäre. Das hätten schon die

pharisäischen Schriftgelehrten nicht geduldet; das lag aber auch nicht im Interesse jener Familien, welche das Hohepriesteramt in Verwaltung hatten. Von Mose her kam diesem Amt, bei aller Beschränkung durch israelitische oder nichtisraelitische Machthaber, doch immer wieder ein Glanz, auf den kein Träger der hohenpriesterlichen Würde verzichten mochte. So erklärt sich auch, daß der Verfasser bei der Beschreibung des Kultus auf die Stiftshütte und das, was an ihr geschieht, zurückgreift. Erst wenn der Hohepriester Jesus dem überlegen ist, was danach gilt, ist er wirklich der überlegene, nicht aber schon, wenn er die gegenwärtige schlechte Wirklichkeit überbietet.

Die Würde und Hoheit des Hohenpriesteramtes war aber nicht nur in dem begründet, was aus ferner Zeit her von ihm gilt, sondern auch in dem Vorblick auf das, was seiner in der Zukunft wartet. Zu dem leuchtenden Zukunftsbild, das sich die Frommen mit glühenden Farben malten, gehört auch der Tempel. Hat nicht Hesekiel den Tempel der Zukunft beschrieben? Wo aber der Tempel ist, da ist auch der Priester, da ist auch der Hohepriester. Auch er gehört in das Zukunftsbild unverlierbar hinein. Wie zähe Israel an ihm festhielt, kann man daran ersehen, daß auch die Zerstörung des Tempels durch Titus es an dieser seiner Hoffnung nicht irremachen konnte. Akiba kommt mit einem Genossen auf den Tempelberg, der keinen Tempel mehr, sondern nur noch Trümmer zeigt. Da weint sein Genosse ob dieser Zerstörung. Akiba aber lacht. Auf die verwunderte Frage: Akiba, warum lachst du? sagt er: Wenn Gott seine Gerichtsworte so völlig wahr macht, wie wir es hier sehen, wie groß wird einst die Herrlichkeit hier wieder sein, wenn er seine Verheißungen ebenso wahr machen wird! Vorerst aber glaubt man nicht an die Zerstörung des Tempels. Jesu Wort gilt den Männern zu Jerusalem nichts. Im Gegenteil. Je mehr das Jahr 68 herannaht, (Strack-Billerbeck 17 2, S. 799 ff. 29. Exkurs: Diese Welt, die Tage des Messias und die zukünftige Welt.) in dem man die Ankunft des Messias erwartet, desto weniger vermag man den Gedanken zu denken, daß der Tempel je fallen könne. Die fanatische Zuversicht, daß dies nicht geschehen könne, ist es ja gewesen, welche die Katastrophe bei der Eroberung Jerusalems so furchtbar werden ließ. Solange der Tempel steht, ist die Sache Israels nicht verloren. Er wird aber bleiben. Der Messias wird erscheinen und ihn vor dem Untergang bewahren, aber nicht nur dies, sondern nach seinem Siege wird der Tempel in der Herrlichkeit prangen, in der Hesekiel ihn sah, wird der Dienst am Tempel mit dem Hohenpriester, den Priestern und den Opfern wieder in vollem Schwange gehn. Ja, es gibt Kreise im Volk, für die die Tage des Messias noch ein besonderes Geschenk bringen werden. Sie hegen hinsichtlich des Hohenpriesters der messianischen Zeit eine besondere Hoffnung. Mag man sonst der Meinung sein, daß der Hohepriester der Endzeit und der messianische König nebeneinander stehen und wirken werden, sie erwarten, daß die Endzeit eine

Vereinigung von Hohepriestertum und Königtum bringen werde, und zwar so, daß der Hohepriester zugleich der König sein werde.

Immer wieder begegnet man überraschten Blicken, wenn man dies für die Zeit des Neuen Testaments behauptet, und doch steht das im Neuen Testament selbst. Nach Joh. 1,19ff. kommen, von den Judäern, das heißt von der Behörde in Jerusalem, zu ihm gesandt, Priester und Leviten zu Johannes dem Täufer, um ihm im Auftrag der Behörde drei Fragen vorzulegen. Ihre erste, im Text nicht ausgesprochene, aber in der Antwort des Täufers vorausgesetzte Frage lautet: Bist du der Messias? Wen fragen sie aber so? Einen Aaroniten, einen Priestersohn. Man rechnet also mit der Möglichkeit, daß der Messias aus Aarons Hause, nicht aus dem Davids bzw. Judas kommen werde. Und man hält es für möglich, daß der gewaltige Bußprediger in der Wüste dieser Messias aus dem Hause Aarons sei.

Diese Stelle ist aber nicht die einzige. Nach Joh. 3,28 sagt der Täufer zu seinen Jüngern: Ihr selbst seid Zeugen, daß ich gesagt habe: Ich bin nicht der Christus, sondern vor ihm hergesandt. Danach sieht es so aus, als ob auch im Kreise seiner Jünger derartige hohe Hoffnungen auf den Täufer gesetzt wurden. Das ist nicht verwunderlich, wenn sogar die Oberen in Israel, die nicht seine Jünger sind, mit der Möglichkeit rechnen, daß er der Messias sei. Von den Jüngern kann dann aber nicht gesagt werden, was etwa sonst eingewendet werden könnte, nämlich, daß die Behörde um die Herkunft des Johannes nicht gewußt habe. Die Wichtigkeit, welche für den Priester dem Stammbaum zukam, macht auch dies unwahrscheinlich. Man wußte in Judäa, wer aus priesterlichem Hause war, und hat es erst recht gewußt von dem Manne, von dem alle Welt sprach und zu dem die Mehrheit des Volkes in die Wüste hinauszog. Es ist auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das sonst schwer zu deutende Wort: „ihr wolltet eine Weile fröhlich sein in seinem Licht,“ von der Hoffnung her, daß Johannes der Messias sein möchte, seinen konkreten Sinn erhält. Man beachte, daß Jesus zu seinen Richtern, vor die man ihn gestellt hatte, sagt: „Ihr schicktet zu Johannes und er hat der Wahrheit Zeugnis gegeben.“

Das Lukasevangelium verrät, daß die Meinung, Johannes möchte der Messias sein, auch im Volke auftauchte. Nach 3,15 heißt es: „Da aber das Volk in Erwartung war und alle sich ihre Gedanken machten in ihrem Herzen über Johannes, ob er wohl selbst der Christus sei, hob Johannes an und sagte zu allen: ich taufe euch mit Wasser, es kommt aber einer, der stärker ist als ich, dem ich nicht wert bin, die Schuhriemen zu lösen: Der wird euch mit Heiligem Geist und Feuer taufen.“

Nach diesen Zeugnissen ist also für verschiedene Kreise die Möglichkeit offen, daß der Messias ein Priester sein werde. Ja, es läßt sich fragen, ob für die Priesterkreise diese Frage noch eine offene war, oder ob sie nicht damit

rechneten, daß der Messias ein Sohn Aarons sein werde. Wenn aber dies der Fall war, dann mußte es den Stolz der Priester mächtig heben: der Messias einer der Unseren! Mußte sich durch eine solche Hoffnung nicht jeder Priester geehrt fühlen? Ja, dieses Gefühl mochte sich sogar auf die Leviten ausdehnen, die ja doch mit den Priestern zum Stamme Levi gehörten, aus dem nun der Messias kommen sollte und nicht mehr aus Juda. Sollte es zufällig sein, daß in allen Evangelien, außer in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die Leviten nur noch an der Stelle erscheinen, wo von der Gesandtschaft der Oberbehörde an den Täufer die Rede ist? „Die Judäer aus Jerusalem sandten Priester und Leviten zu Johannes.“

Der Messias aus Aarons und nicht aus Davids Haus! Wie ist das denkbar? So müßte ja das Davidshaus verworfen und die ihm geltenden Verheißungen von Gott zurückgenommen sein? Kein Wunder daher, daß neben der Hoffnung besonders der Priesterkreise sich auch die alte Meinung behauptete, der Messias werde aus Davids Haus kommen. Es wird sich sogar sagen lassen, daß diese immer noch die stärkere war, daß sich ihr gegenüber die priesterliche Hoffnung durchsetzen mußte und nur behaupten konnte, wenn sie sich auf Gründe stützen konnte.

Gab es nun aber eine solche Begründung? Können wir heute noch sehen, wie eine solche Hoffnung entstehen konnte? Sehen wir zu! Nach Sach. 6,9ff. soll der Prophet eine Krone aus Silber und Gold anfertigen lassen. Er soll sie dann Josua, dem Hohenpriester, aufs Haupt setzen und an ihn folgende Worte richten: „So hat der Herr der Heerscharen gesprochen: siehe, da ist ein Mann, Sproß ist sein Name, denn unter ihm wird es sprossen, und er wird den Tempel des Herrn bauen. Ja, er ist's, der den Tempel des Herrn bauen und Herrlichkeit gewinnen wird. Und er wird auf seinem Thron sitzen und wird herrschen und wird Priester sein auf seinem Thron und ein friedliches Einvernehmen wird zwischen ihnen beiden bestehen.“

Der Schluß des sonst eindeutigen Abschnittes macht Schwierigkeiten. Wo kommen mit einemmal die „beiden“ her? Alle vorhergehenden Worte reden aber davon, daß die Krone dem Hohenpriester aufs Haupt gesetzt wird. Der Hohepriester wird also zugleich König sein, und indem Josua „Sproß“ genannt wird, fehlt dem Worte auch nicht die messianische Färbung. Jedenfalls läßt sich verstehen, wenn später Priesterkreise für den Hohenpriester die Königswürde in Anspruch nehmen, daß sie sich diese Stelle nicht entgehen lassen werden.

Es kam die Zeit, da die Würde des Hohenpriesters und die des Königs tatsächlich in einer Person vereinigt wurden und gerade so, daß die Krone dem Hohenpriester zuteil wurde. Das war die Zeit der Hasmonäer. Hatte Simon sich noch mit einem bescheideneren Titel begnügt, so waren die Späteren nicht mehr ebenso zurückhaltend. Alexander Jannai war sowohl Hohepriester wie König.

Er ist zugleich ein Beweis dafür, daß es damals für die Pharisäer eher erträglich war, daß ein Nichtdavidide eine Königskrone trug, als daß ein nicht ganz sicher legitimer Hoherpriester sich die Hohepriesterwürde anmaßte. Man verlangt von Jannai nicht, daß er zugunsten eines Davididen die Krone niederlege, sondern, daß er auf die Hohepriesterwürde verzichte, weil seine legitime Herkunft zweifelhaft sei. Das ist verständlich. Die Königskrone war bisher nicht an einen Stamm und an ein Haus gebunden gewesen. Saul war Benjaminit; Jerobeam, der doch zunächst auch nach Gottes Willen durch Ahia von Silo zum König von Israel berufen wurde, war Ephraimit. Das Königtum war zudem nicht wie das Hohepriestertum unmittelbar von Gott eingesetzt, sondern eher von Gott nur geduldet. Darum konnte ihm von der Verbindung mit der Hohepriesterwürde her etwas wie ein Zuwachs von Herrlichkeit zuteil werden.

Ebenso war es aber auch möglich, daß diese Verbindung der Königswürde und der Hohepriesterwürde Bedeutung gewann für die messianische Hoffnung, in der Weise, daß man auch von dem Messias erwartete, er werde Priester, werde Hoherpriester sein. Und es ist in der Tat so, daß dies nicht als eine vage Möglichkeit nur erkonstruiert werden kann, sondern daß es Kreise gab, welche dieser Meinung waren. In „der Gemeinde des Neuen Bundes zu Damaskus“, einer Schrift, welche mit aller Wahrscheinlichkeit aus pharisäisch gerichteten frommen Priesterkreisen stammt und nach Schlatter ungefähr um die Zeit des Herodes geschrieben sein wird, ist ausdrücklich gesagt, daß der Messias aus dem Hause Aarons kommen wird. (W. Staerk: Die jüdische Gemeinde des Neuen Bundes in Damaskus. Gütersloh 1922 S. 58 zu V, 5; S. 65 zu VII, 18 ff.)

So wird es verständlich, daß zur Zeit des Täufers die Meinung bestehen konnte, der Messias werde ein Aaronit sein. Es kommt aber noch eine Beobachtung hinzu, welche für das Verständnis des Hebräerbriefes von größter Bedeutung ist. In ihm ist betont die Rede von Melchisedek, jenem alten Priesterkönig zu Salem. War er nicht der beste Beweis für die Hoffnung der Priester, insofern mit Berufung auf ihn im 110. Psalm zum Messias gesagt ist: „Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Weise des Melchisedek“? Steht es da nicht ausdrücklich, daß der Messias ewiger Priester sein werde, mit andern Worten, daß der ewige Hohepriester zugleich der Messias sein werde? Daß der Psalm zur Zeit Jesu messianisch verstanden worden ist, beweist deutlich genug Matth. 22,41 ff. Jesus ist mit den Pharisäern darin einig, daß in ihm vom Christus die Rede ist. Strittig ist, wessen Sohn er sein werde. Man hat die Zuverlässigkeit des Berichtes darum angezweifelt, weil die Frage Jesu deutlich konstruiert sei, da ja nicht kontrovers sei, wes Sohn der Messias sein werde. Sobald man aber beachtet, daß verschiedene Ansichten über die Herkunft des Messias einander gegenüberstehen, erscheint es nicht mehr sinnlos oder gar unmöglich, zu fragen: wes Sohn ist der Messias? Auch die Wendung: der Herr

hat gesagt zu meinem Herrn, wird begreiflich, wenn mit dem Herrn des David (= Messias) ein Hoherpriester gemeint ist. In bestimmter Hinsicht steht der Hohepriester über dem König. Er ist nicht nur älterer Herkunft und göttlicher Einsetzung, sondern besitzt Vorrechte, die sich der König nicht anmaßen darf. Man denke an die Strafe des Aussatzes für Uria, weil er das Opfern für sich erzwingen will.

Es scheint in den Kreisen der Pharisäer, soweit sie nicht selbst Priester waren, die These vertreten worden zu sein, daß der Messias aus Davids Haus kommen werde. Die andere, daß er aus dem Hause Aarons komme, ist begreiflicherweise die der Priester und der Leviten. Jesus hat auf die Frage noch eine dritte Antwort, allerdings eine, welche weder die Priester noch die Pharisäer zu geben vermögen. Man muß dafür eine Offenbarung des Vaters haben (Matth. 16,13 ff.), wie sie Petrus hatte, oder man muß den Heiligen Geist haben, wie ihn David, der Sänger des Psalms, besaß. Jesus gibt diese Antwort hier noch nicht. Er wird sie einst geben laut und öffentlich vor dem Hohenpriester: Ich bin der Sohn Jahwes. Als solcher ist er, obschon aus Davids Haus, doch Davids Herr.

Sehen wir nun in den Hebräerbrief hinein, so bemerken wir leicht, daß auch nach ihm das messianische Königtum und das Hohepriestertum in einer Person vereinigt erscheinen und daß Melchisedek auch in ihm als Vorbild herangezogen wird. Der wichtige Unterschied ist nur der: Nach der Hoffnung der priesterlichen Kreise wird die Königskrone bzw. die Messiaswürde auf den Hohenpriester übertragen, nach dem Hebräerbrief wird gerade umgekehrt die Hohepriesterwürde dem messianischen König gegeben. „Jesus ist offenkundig aus dem Stamme Juda,“ und doch wird für ihn in Anspruch genommen, daß er der vollkommene und ewige Hohepriester sei. Und alles, was zum Hohenpriester, zu seinem Opfern, zum großen Versöhnungstag gesagt ist, soll dem Nachweis, daß dem so ist, dienen.

Wir fragen nun nach einer Veranlassung für den Verfasser, diesen Nachweis zu führen und ihn so wichtig zu nehmen. Innerhalb einer heidenchristlichen Gemeinde ist eine solche Veranlassung schwer aufzuweisen. Wir haben gesehen, daß Paulus seinen Aposteldienst an ihr tun konnte, ohne ein einziges Mal den Hohenpriester und den großen Versöhnungstag auch nur zu erwähnen. So bleiben nur israelitenchristliche Gemeinden übrig und solche Israelitenchristen, welche den Ausführungen des Verfassers ohne Kommentator zu folgen vermochten. Wo findet sich aber eine israelitenchristliche Gemeinde von dem Umfang, daß in ihr mehrere Versammlungslokale sein müssen? Die Antwort lautet: in Jerusalem. Wie läßt es sich nun für die Gemeinde in Jerusalem erklären, daß der Verfasser auf den Kultus einen solchen Wert legt und sich solche Mühe gibt zu zeigen, daß der vollkommene Kultus sich bei den Christen findet, daß sie den rechten Hohenpriester und das rechte Opfer haben? Wir

haben gesehen, daß sogar die an Israelitenchristen gerichteten Evangelien die Botschaft von Jesus, dem Christus, ausrichten können, ohne nennenswert und betont auf den Kultus mit seinen Priestern usw. Rücksicht zu nehmen. Wenn sich aber weiter aus dem Briefe ergibt, daß dessen Empfänger ein bestimmter, in sich einheitlicher Kreis innerhalb der Gemeinde sind, und wenn wir wissen, daß es innerhalb der Gemeinde zu Jerusalem eine beträchtliche Anzahl von Priestern gab, dann liegt es doch nahe, an diese christlichen Priester zu denken. Sie sollen wieder zurückgewonnen werden. Zu diesem Zwecke versucht man ihnen z. B. Speisen, die die Priester essen, als für sie von besonderer Bedeutung wichtig zu machen. Wie versucht man das? So, daß man ihnen zeigt, wie wichtig und groß das ist, was sie aufgegeben haben. Im Gegensatz dazu sagt der Brief: Ihr habt nicht nur nichts verloren, als ihr euch von der alten Gemeinde trenntet, ihr habt gewonnen. Jesus ist der wahre Hohepriester. Sein Opfer ist das vollkommene. Das alte Priestertum ist vergreist und steht vor seinem Ende. Es gibt übrigens auch in der neuen Gemeinde Opfer für euch: Lobpreisendes Bekenntnis und tätige Güte. Der Tempel und die Stadt, in der er steht, sind nicht ewig. Wir gehen der ewigen Stadt entgegen.

Die Schwierigkeit, Leser des Briefes nachzuweisen, für welche seine Hauptausführungen von Bedeutung sind, hat zu der merkwürdigen Behauptung geführt, daß der Verfasser des Briefes diese seine Ausführungen nicht um seiner Leser willen gemacht habe, sondern aus einem persönlichen Bedürfnis heraus. Dieser Ausweg aus einer Verlegenheit ist um so unglücklicher, als gleichzeitig zugegeben wird, daß das Schreiben ein wirklicher Brief, nicht eine Abhandlung oder Predigt sei. Es wäre ein merkwürdiges Verfahren, wenn gelegentlich eines Briefes, der von fast leidenschaftlichem Verlangen bestimmt ist, den Lesern in sehr ernster Lage zu helfen, sie vor einem Schritt zu bewahren, wie kein verhängnisvollerer gedacht werden kann, der Verfasser Lieblingsmeinungen, die zu den Lesern und ihren Bedürfnissen nur in losem Verhältnisse stünden, ausbreitete.

Sehen wir nun noch zu, ob auch die Einzelheiten der Hauptausführungen unsere These erhärten.

Es sei zum Ganzen zunächst das Folgende gesagt. Der bisherige Kultus wird nicht prinzipiell verworfen. Er hat zu seiner Zeit seinen, allerdings begrenzten Wert gehabt und mag ihn für Israeliten noch haben. Kommt er doch von Gott her und ist durch dessen Gesetz so angeordnet, wie er ist. Die Stiftshütte hat ihr Urbild im Himmel. Aber der bisherige Kultus soll abgelöst werden durch einen endgültigen, vollkommenen. Es ist hier ähnlich, nicht ganz ebenso, wie bei den Weisungen für den Wandel, bei der Thora im engeren Sinn. Sie wird nicht verworfen, vielmehr zur Erfüllung gebracht. Jesus weiß sich nicht gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Jedermann

sieht ein, daß dieses Wort Jesu aus der Berglehre zu Israeliten gesagt ist, welchen das Gesetz wert ist. Sollte es hier nicht ebenso liegen. Der Verfasser sagt: Das Unvollkommene muß vom Vollkommenen abgelöst werden zu solchen, die das Unvollkommene nicht nur kennen, sondern für die es Bedeutung hat und wenn auch nur in der Weise, daß es einst für sie Bedeutung hatte, und man nun versucht, sie wieder für es zurückzugewinnen.

Jesus, der vollkommene Hohepriester: das wird nach verschiedenen Seiten hin nachgewiesen. Er ist von Gott eingesetzt ebensogut wie der alte Hohepriester, ja sogar durch einen Eid, von dem bei der Einsetzung des Hohenpriesters nicht die Rede ist. Wenn dies aber dargetan wird durch Berufung auf Ps. 2,7, dann ist mit diesem Zitat schon seine Besonderheit gegeben, nämlich, daß er König und Hohepriester zugleich ist. Der 2. Psalm wird auf den messianischen König bezogen.

Damit sind wir zu der Gestalt des Melchisedek geführt, die für den Hebräerbrief eine solche Bedeutung hat. Man hat ihn bisher als Vorbild für den messianischen Hohenpriester in Anspruch genommen, aber mit Unrecht, denn nicht der Hohepriester des Alten Bundes gleicht ihm, sondern der vollkommene Hohepriester Jesus. Melchisedek hat nach dem Bericht der Schrift keinen Vater, keine Mutter, kein Geschlechtsregister, keinen Anfang und kein Ende. In alldem ist er aber verschieden von dem alten Hohenpriester und ist er ähnlich dem neuen, dem vollkommenen. Billerbeck (a. a. O. IV 1, S. 452 ff. 18. Exkurs: Der 110. Psalm in der altrabbinischen Literatur.) zeigt uns, daß Melchisedek für die palästinensischen Rabbinen eine interessante Gestalt war, und die Weise, wie er hier verwendet wird, nötigt nicht, nach Alexandrien auszuwandern. Solche exegetischen Kunststücke brachten auch die palästinensischen Lehrer fertig. Auch für sie war unter Umständen ebenso wichtig, was nicht gesagt war, und daß es nicht gesagt war, wie, was gesagt war. Alles in der Schrift konnte für sie bedeutsam werden, so auch die eigentümliche Weise, wie Melchisedek in ihr erscheint. Der Verfasser ist augenscheinlich der Meinung, daß seine Weise, den Bericht über Melchisedek zu verwerten, seinen Lesern verständlich sein werde. Es wäre wieder ein sehr merkwürdiges Verfahren, wenn er eine exegetische Methode, für deren Verständnis seinen Lesern die Voraussetzungen fehlten, angewandt hätte, nur weil ihm selbst eine solche lag und lieb war.

Der Melchisedek des biblischen Berichts gleicht nicht dem messianischen Hohenpriester, auf den man in Priesterkreisen wartet, wohl aber dem Sohne Gottes, der als Jesus der wahre hohepriesterliche König ist. Es ist wohl zu beachten, daß der Verfasser nicht sagt: Melchisedek gleiche Jesu, sondern: dem Sohne Gottes. Von dem Sohne Gottes, der im ersten Kapitel Elohim und Jahwe genannt wird, gilt, daß er ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlechtsregister, ohne Anfang und ohne Ende ist. Daß der Bericht über Melchisedek nicht so zu

verstehen ist, daß dieser keinen Vater, keine Mutter, kein Geschlechtsregister, keinen Anfang und kein Ende gehabt habe, ist für israelitische Leser, die sabbatlich nicht nur zum Gottesdienst, sondern auch zur Lehre gingen, ohne weiteres verständlich. Inwiefern gleicht nun dem Melchisedek des biblischen Berichts der Sohn Gottes? Daß dieser überhaupt keinen Vater hat, kann nicht gesagt sein. Er ist ja eben Gottes Sohn genannt und hat als solcher Gott zum Vater. Es kann sich also nur um den irdischen Vater handeln. Wie liegen da die Dinge? Der israelitische Hohepriester hat alles Interesse daran, daß man über seinen Vater nicht im Zweifel ist. Nur, wenn dieser ein einwandfreier Aaronit ist, kann die Rechtmäßigkeit seines Hohenpriestertums nicht angefochten werden. Er kennt und nennt darum seinen Vater. Melchisedek hat auch einen Vater, selbstverständlich, die Schrift nennt ihn aber nicht, und daß sie dies nicht tut, bedeutet etwas. Durch diese Art von Vaterlosigkeit wird er gleich dem Sohne Gottes, dem wahren Hohenpriester. Denn dieser hat keinen irdischen Vater, er ist ja Gottes Sohn. Wir haben hier die Stelle im Hebräerbrief, durch die er sich in den Chor der Zeugen für die jungfräuliche Geburt Jesu hineinstellt.

Mit der Mutter ist es bei dem israelitischen Hohenpriester ebenso wie bei seinem Vater. Zwar muß sie nicht auch Aaronitin sein, wohl aber Vollisraelitin. Sonst ist der Hohepriester nicht legitim. Melchisedek hat sicher auch eine Mutter gehabt. Sie wird aber wie der Vater nicht genannt, und insofern ist der Melchisedek des Berichts der Bibel mutterlos. Ist es aber auch der Sohn Gottes? Gleicht der vollkommene Hohepriester auch hierin dem Melchisedek der Schrift? Hier ist es besonders wichtig zu beachten, daß der Verfasser nicht sagt: Jesus ist ohne Mutter. Das hätte er nicht sagen können. Maria ist Jesu Mutter. Der Sohn Gottes aber, der Jesus ward, hat keine Mutter. Maria kann sie nicht sein, denn er ist, ehe sie ward. Die Hebräerstelle ist gerade zu unserer Zeit, in der ein großer Teil der Christenheit Maria als die Gottesmutter in Erinnerung an Ephesus (431) besonders feiert, beachtenswert. So verständlich es ist, daß man mit diesem Terminus die Gottheit Jesu sicherzustellen versuchte, so deutlich ist auch, daß er nicht glücklich ist. Maria ist nicht in jedem Betracht Mutter Jesu, wie sonst es Mütter sind. Der, der Jesus ward, ward nicht durch sie, denn er ist Gottes Sohn. Will man auf ihn auch den Terminus „geboren“ anwenden, dann muß man so sagen, wie Luther in seiner unübertrefflichen Erklärung zum 2. Artikel: „vom Vater in Ewigkeit geboren“. Darin kommt aber gleichzeitig zum Ausdruck, daß wir von dem Verhältnis des Vaters zum Sohne nur im Bilde, nicht eigentlich reden können, wie ja auch schon die Worte Vater und Sohn nur Bilder sind. So wie das „vaterlos“ des Hebräerbriefes gegen die Leugnung der jungfräulichen Geburt protestiert, so sichert das „mutterlos“ die Christenheit gegen den immer wieder laut werdenden Spott des Islam: Wie kann Gott eine Mutter haben?

Der Hohepriester Israels hat seinen Stammbaum und ist stolz darauf. Er kann ihn ja bis auf Aaron zurückführen. Melchisedek hat keinen Stammbaum, der etwa dertut, aus welchem edlem Geschlecht er stammt. Selbstverständlich hat er seine Ahnenreihe, darin aber, daß nichts von ihr gesagt ist, gleicht er dem Sohne Gottes. Wir sehen hier wieder, wie die Aussagen über den vollkommenen Hohenpriester nur dann richtig verstanden werden, wenn wir sie auf irdische Verhältnisse beziehen, die es für den Sohn Gottes nicht gibt. Als Jesus hat der Sohn Gottes einen Stammbaum, ja, wenn wir berücksichtigen, daß auch Maria ihren Stammbaum hat, dann hat Jesus nach den Evangelien sogar drei Stammbäume. Als Sohn Gottes hat der, der Jesus ward, keine Genealogie. Es gibt keine Zwischenglieder zwischen ihm und seinem Vater.

Der Hohepriester Israels hat gewiß einen Anfang, ob man an seine Geburt oder, was wohl das Richtigere ist, an seinen Amtsantritt denkt. Von Melchisedek wird nicht berichtet, wann er sein priesterliches Königstum antrat, und dadurch unterscheidet er sich von dem Hohenpriester Israels und ist gleich dem Sohne Gottes.

Ebenso liegt es mit dem Ende. Der Hohepriester Israels stirbt und sein Priestertum hat damit ein Ende. Melchisedek ist einst auch gestorben. Da aber nichts von seinem Tode gesagt ist, gleicht er in seiner Endlosigkeit dem Gottessohn, dessen Hohepriestertum wirklich kein Ende hat. Er ist darum als Jesus der Priesterkönig in Ewigkeit.

Wenn nun diese ganzen Ausführungen kein müßiges Spiel eines Theologen sind ohne Beziehung auf die Leser des Briefes, so erhebt sich hier mit besonderem Ernste die Frage: Was für Leute mögen es sein, die an dem Nachweis innerlich beteiligt sind, daß nicht der messianische Priester aus Aaron an Melchisedek sein Vorbild hat, sondern Jesus, der priesterliche König. Zu ihr fügt sich, hier wiederholt, die andere Frage: Bei wem kann auf Verständnis dieser merkwürdigen Verwendung des Melchisedekberichts gerechnet werden? Priestern, die früher mit ihren Mitpriestern stolz darauf gewesen waren, daß der Messias ein Priester sein werde, die, als sie an den Jesus aus Davids Haus und Judas Stamm glauben lernten, diese Hoffnung drangaben, nun aber in Gefahr stehen, zurückzufallen, wird ein wichtiger und wertvoller Dienst geleistet, wenn ihnen gezeigt wird, daß das Melchisedekvorbild zu einem aaronitischen Königspriester nicht, wohl aber trefflich zu dem hohenpriesterlichen König Jesus als dem Sohne Gottes paßt. „Ihr folgt einem Wahn, wenn ihr zurückgeht.“ „Ihr wendet euch dem Unvollkommenen zu und verliert das Vollkommene!“ Das ist ein Nachweis, der in die Situation der schwankenden Leser eingreift und geeignet ist, ihnen zu helfen. Es ist so: die Weise, wie im Hebräerbrief von den beiden Hohenpriestern die Rede ist, wird wirklich verständlich von unserer These her. Die Ausführungen über beide sperren sich

nicht gegen sie, sondern fordern sie förmlich.

Nicht anders ist es mit dem Opfer des Hohenpriesters am großen Versöhnungstag. Fragen wir, für wen es besondere Bedeutung hat, wer mit ihm und den Hergängen an dem ernstesten Tag am ehesten vertraut ist, weil er durch Anschauung, nicht nur durch Belehrung um ihn weiß, so muß die Antwort wieder lauten: die Jerusalemiten und unter ihnen die Priester, die die gottesdienstlichen Funktionen des Tages am besten kennen. Priester, die Christen geworden sind, haben in ihrer früheren Zeit in besonderer Weise an dem hohen Festtag Anteil gehabt. Mit ihrem Christwerden wurde ihnen dies verwehrt. Nun sie unsicher werden, mag der Gedanke in ihnen aufsteigen: Wir haben Wertvolles verloren, als wir uns vom Tempel und vom Hohenpriester lösten, und möchte das, worin sie einst gelebt hatten, wieder lockende Macht gewinnen. Es ist dieser Situation angemessen, daß der Verfasser des Briefes auch den Versöhnungstag und das Opfer des Hohenpriesters an ihm nicht einfach verwirft noch fanatisch schilt. Sie haben ihren Wert, aber eben ihren begrenzten Wert. Das Opfer gilt nur für ein Jahr, gilt auch nicht für alle Sünden und kann nicht zum völligen Frieden helfen. „Einmal im Jahr geht der Hohepriester allein in die Stiftshütte, nicht ohne Blut, daß er opfere für seine und seines Volkes Versehen“ (9,7). Sein Opfer kann aber „nicht die Gewissen vollkommen machen“ (9,9). Es ist ja auch nach dem Alten Testament so, daß das Opfer des großen Versöhnungstages nicht alle Sünden zu sühnen vermag, die im Ablauf eines Jahres begangen worden sind. Es gibt Sünden, für welche als Strafe (und zugleich als Sühne), wenn sie vorsätzlich begangen sind, entweder die Ausrottung durch Gottes Hand oder aus Grund eines Todesurteils die Hinrichtung folgen soll. Die Unmöglichkeit, das Gesetz des Mose in seiner ganzen Strenge durchzuführen, hat auch hier zu Ersatzleistungen greifen lassen. Zur Zeit Jesu hat man schwerlich den, der seinem alten Vater mit der Formel Korban geflucht hatte und ihm infolgedessen keine Unterstützung mehr gab, mit dem Tode bestraft, wie es nach dem Wortlaut des Gesetzes hätte sein sollen. Es ist eine interessante und in mancher Hinsicht wichtige Stelle der Mechiltha, welche uns zeigt, wie man sich half. Rabbi Jismael (wohl der Zeitgenosse Akibas) hat nach Mechiltha, Jithro, 7. Abschnitt zu 2.Mo. 20,7 folgende vier Arten von Sühnen festgestellt: wer ein Gebot übertritt, sühnt es durch Buße; wer ein Verbot übertritt, sühnt es durch Buße und den großen Versöhnungstag; wer eine Sünde tut, für welche nach dem Gesetz als Strafe die Ausrottung durch die Hand Gottes oder nach richterlichem Spruch die Hinrichtung folgen soll, leistet Sühne zur Hälfte durch Buße und Versöhnungstag, zur anderen Hälfte durch Leiden. Wer aber Gottes Namen entweiht, dem helfen weder Buße, Versöhnungstag noch Leiden allein, nur der Tod vermag diese Sünde zu sühnen.

Nur wenn man beachtet, daß nach der Thora und nach der rabbinischen

Theologie der große Versöhnungstag keineswegs alle Sünden sühnt, sondern für die schwersten gerade unzureichend ist, vermag man ganz zu verstehen, was das bedeutet: „Mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.“ Das Opfer des sündlosen Hohenpriesters, das er ins obere Allerheiligste trägt, gilt für alle Sünden und überbietet darum weit das Opfer des irdischen Hohenpriesters.

Die Hütte war da in der oberen Welt. Sie hatte ihren Vorhof und ihr Heiliges wie der Tempel auf Erden. Im Allerheiligsten wohnte und thronte in unnahbarer Hoheit Jahwe allein. Das Heiligtum war da, aber es fehlte noch der obere Hohepriester und das obere Versöhnungsopfer. Nun hat die Hütte oben den Priester und sein Opfer: Jesus, der Christ, ist mit seinem Blut durch die Himmel geschritten. Vor ihm tat sich das Allerheiligste auf und nun ist er dort in alle Ewigkeit. Er vergegenwärtigt dort als der Gekreuzigte und Auferstandene das Opfer auf Golgatha. Er sitzt zu Jahwes Rechten und scheut sich doch nicht, unser Bruder zu heißen. Wer wird, wenn dies so ist, so töricht sein, sich von ihm zu dem unvollkommenen, der Vernichtung entgegengehenden Alten zurückzuwenden?

So hat sich unsere These als Schlüssel zu einem wirklichen Verständnis der Hauptausführung des Briefes bewährt. Sie tut es auch für seine weniger wichtigen Einzelheiten. Dies erschöpfend nachzuweisen bedürfte es einer Erklärung des ganzen Briefes. Sie kann hier nicht gegeben werden, erscheint auch nach dem Gesagten nicht nötig. Wohl aber empfiehlt sich eine kurze Zusammenfassung des Erarbeiteten. Sie sei im Folgenden gegeben.

Das Schreiben, „An die Hebräer“ genannt, ist ein wirklicher Brief. Das beweisen die Partien über die konkrete Lage der Empfänger. Der Brief ist nicht an eine ganze Gemeinde gerichtet, sondern an eine Gruppe in ihr. Diese Gemeinde ist eine größere, denn sie benötigt mehrere Versammlungsorte. Die Gruppe in ihr, an die der Brief geht, ist sowohl in ihrer Lage wie in ihrem Verhalten eine in sich einheitliche. Was der Verfasser sagt, gilt allen ihren Zugehörigen. Diese sind in Gefahr, ihren Christenglauben wieder aufzugeben und zu ihrer früheren Gemeinde zurückzukehren.

So viel wird mit ziemlicher Allgemeinheit zugegeben. Es ergibt sich auch zu deutlich aus dem Briefe. Es läßt sich aber mehr über die Gruppe feststellen als dies. Verfasser und Empfänger des Briefes nennen die früheren Generationen Israels ihre Väter. Damit ist gegeben, daß beide Israelitenchristen sind. Heidenchristen mögen wohl, von Paulus belehrt, Abraham, den Vater der Glaubenden, ihren Vater nennen. Niemals aber tun sie dies von all den Israeliten, zu denen die Propheten geredet haben. Verfasser und Empfänger haben die sichere Einführung in das Wort, das Jesus zu reden begonnen hat, von den Ohrenzeugen erhalten, die Jesus gehört haben. Damit sind die Apostel

gemeint. Die Leser haben erlebt, daß deren Zeugnis von Wundern aller Art begleitet war, und haben ebenso Zuteilungen des Heiligen Geistes erfahren. Wo haben die Apostel gepredigt? In Jerusalem. Wo haben die Apostel zahlreiche Wunder getan? In Jerusalem. Wo ist die Rede von mancherlei Austeilungen des Heiligen Geistes? In dem Bericht der Apostelgeschichte über die Gemeinde zu Jerusalem. Wir werden also hinsichtlich der Gemeinde, innerhalb deren die gemeinte Gruppe lebt, nach Jerusalem gewiesen. Sie war in der Tat auch so groß, daß sie mehrerer Versammlungsorte bedurfte. – Wer sind nun aber die Leute der gemeinten Gruppe? Was sind sie? Sie sind alle verpflichtet, eigentlich schon Lehrer zu sein, denn ihre Bekehrung liegt schon geraume Zeit zurück. Von wem kann man erwarten, daß er in der jungen Gemeinde Lehrer sei? Von wem kann so etwas wie eine Verpflichtung dazu behauptet werden? Gibt es nach der Apostelgeschichte in der jungen Christengemeinde zu Jerusalem solche Leute? Ja, sie gibt es. Ein ganzer Haufe von Priestern wird dort in der ersten Zeit der Gemeinde bekehrt. „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren.“ Von Priestern kann man es daher erwarten, daß sie nicht in den Anfangsgründen steckenbleiben, sondern den andern Christen in der Erkenntnis vorangehen. Da das Neue nicht das Alte negiert, sondern in vieler Beziehung in sich aufnimmt, ja erfüllt, haben sie als Priester, zu deren Aufgabe schon bisher auch das Lehren gehörte, vieles vor den andern voraus. Wir geben daher von dieser Stelle aus auf die Frage: wer waren diese Leute, an die der Brief geht? die Antwort: es waren jerusalemitische Priester, die sich in den ersten Zeiten der Gemeinde angeschlossen haben.

Sie tragen bald nach ihrer Bekehrung ein gemeinsames Los. Man gibt sie öffentlich der Schande preis und entzieht ihnen brutal ihre Einkünfte. Es wäre auch merkwürdig gewesen, wenn die alte Gemeinde nicht gegen abtrünnige Priester reagiert hätte. Es ist schon verwunderlich, daß sich eine Christengemeinde in Jerusalem bis kurz vor dem Aufstand halten konnte, daß sie als Ganzes, abgesehen von den schweren Tagen der Verfolgung durch Saulus, in leidlicher Lage war. Daß man aber gegen die Christen gar nichts ihnen Abträglichen getan habe, ist nicht sehr wahrscheinlich. Besonders begreiflich ist, daß die Christen an wirtschaftlichen Vorteilen, welche die alte Gemeinde bot, keinen Anteil mehr bekamen. Die frommen Alten, besonders die Witwen, die sich der jungen Gemeinde angeschlossen haben, müssen alsbald auch von dieser ernährt werden. Das Verpflegungswesen der alten Gemeinde funktioniert nicht mehr für sie. Bei diesem Verhalten ist es nicht verwunderlich, daß man die abtrünnigen Priester nicht in dem ungestörten Genuß ihrer priesterlichen Einkünfte beließ. Die hervorragende Stellung des Priesters macht es auch begreiflich, daß man seinen Schritt öffentlich brandmarkte, indem man ihn in den Bann tat. Beides mußte einerseits abschrecken, andererseits den Abtrünni-

gen zeigen, daß es erhebliche Nachteile mit sich brachte, wenn man sich der neuen Sekte anschloß. Da man in der ersten Zeit, wie der Gamalielrat zeigt, auf die Rückkehr der Abtrünnigen hoffte, konnte die Aussicht, vom Banne durch Umkehr wieder frei zu werden und in den Genuß der alten Einkünfte wieder eintreten zu dürfen, verführerisch wirken. Merkwürdigerweise aber wurde von der gemeinten Gruppe keiner ins Gefängnis geworfen, weder in der ersten Zeit nach ihrer Bekehrung, das heißt weder bei der Verfolgung der Gemeinde durch Saulus, noch in der späteren Zeit, als die Tage für die Gemeinde wieder ernster wurden. Zweimal ist von Gefangenen die Rede, aber beide Male ist keiner von den Lesern darunter. Sie haben einst sich der Gefangenen tapfer angenommen und sollen es nun wieder tun. Das ist auffallend und verlangt eine Erklärung. Ebenso auffallend ist, daß, obwohl durch Paulus nicht wenige Christen zu Jerusalem zu Tode gebracht wurden, von den im Briefe Angeredeten keiner damit bedroht wurde. Sie haben bis jetzt nicht bis aufs Blut zu widerstehen brauchen. Noch auffallender ist, daß man ihnen ihre Einkünfte genommen hat, sie aber über ihre Häuser unbeschränkte Verfügung haben, so daß man ihnen und gerade ihnen die Ausübung der Gastfreundschaft zumuten kann. Inwiefern gerade dies letztere auf Priester in Jerusalem führt, ist oben dargetan. Daß man nicht leicht einen Priester tötete, ist verständlich, da man ja (dieser Gedanke ist zur Zeit Jesu lebendig) in ihm eine ganze mögliche Priestergeneration vernichtet hätte, der Priesterstand aber als Kaste sich nicht aus beliebigen andern Familien ergänzen konnte. – Häuser haben die Empfänger des Briefes zwar, doch mit ihrem Unterhalt ist es knapp bestellt. Sie müssen, der Einkünfte verlustig, sich ihr tägliches Brot erwerben wie die andern Glieder der Gemeinde. Das soll sie nicht bekümmern. Gott sorgt für sie. Ja, es wird ihnen sogar zugemutet, noch mit zuteilen. Damit wird von ihnen nicht mehr gefordert, als was Paulus sogar von dem verlangt, den er einen Dieb nennt, wenn er sagt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe, zu geben dem Dürftigen“ (Eph. 4,28). Zum Wohltun gehören vollends keine Mittel. Man kann einander auf mancherlei Weise behilflich sein ohne Geld.

– In der prekären wirtschaftlichen Lage liegt aber, wie schon oben angedeutet wurde, eine Versuchung. Sie kann noch verstärkt werden, wenn die allgemeinen Verhältnisse der Christen sich überdies verschlechtern. Das ist der Fall. Führer der Gemeinde haben ihr Leben lassen müssen. Wer weiß, ob die Gründe, ob deren die Leser bisher mit Gefängnis und Todesstrafe verschont wurden, weiter stark genug sein werden, sie davor zu schützen? Der Schritt zurück behebt alle Not. Er befreit von der Sorge ums Brot. Sie dürfen dann wieder die heilige Speise der Priester essen. Der Schritt zurück wendet die Todesgefahr. – Man versteht, warum der Verfasser alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet,

um diesen letzten Schritt zu verhindern. Dieser Schritt zurück bedeutet den Schritt ins ewige Verderben. Der Schritt zurück bedeutet nicht Gewinn, sondern Verlust. Der ewige Hohepriester ist nicht dort drüben zu erwarten, er ist da im oberen Heiligtum mit einem vollgültigen Opfer. Eine Wolke von Zeugen umgibt die Wankenden (man beachte, eine wie eingehende Kenntnis der Geschichte Israels bei der Aufzählung vorausgesetzt ist).

Man versteht auch, warum der Verfasser dazu auffordert, Jerusalem zu verlassen. Bleiben die Wankenden, dann kann es doch noch geschehen, daß sie in schwacher Stunde fallen. Ziehen sie, der Weisung Jesu gemäß, aus, dann haben sie den entscheidenden Schritt getan und sich von der alten Gemeinde völlig gelöst. Dann gibt es kein zurück mehr. Sind die, welche der Verfasser zum Auszug aus Jerusalem auffordert, Priester, dann bekommt es auch seinen gewichtigen Sinn, wenn ihnen gesagt wird: Ihr braucht darum auf das Opfer nicht zu verzichten. Echte, Gott wohlgefällige Opfer gehen mit euch. Allerdings kein Sühnopfer auf einem Altar. Das ist ein für allemal und völlig genügend gebracht, aber Opfer zu Gottes Preis und des Nächsten Heil.

Ist es nicht höchste Wahrscheinlichkeit, daß die Empfänger des Hebräerbriefes Christen gewordene, jerusalemitische Priester sind?

Ist die Bestimmung der Empfänger des Briefes die richtige, dann wird sie sich auch für die Frage, wer den Brief geschrieben hat, fruchtbar erweisen. Wir wenden uns daher dieser Frage zu. Am Schlusse des Briefes redet der Verfasser von sich selbst. „Betet für uns, denn wir sind der Überzeugung, daß wir ein gutes Gewissen haben, indem wir in allen Stücken bestrebt sind, gut zu wandeln“ (13,18). Das Wort des Verfassers begründet diese Bitte damit, daß er auch bei dem, was er jetzt tut bzw. getan hat, bei seinem Brief redlichen Willens gewesen ist, etwas Gutes zu tun, und darum ein Recht hat, die, denen er seinen Dienst getan hat, um ihre Fürbitte anzugehen. Dies um so mehr, als er ja durch die Erhörung ihrer Bitte in die Lage versetzt wird, recht bald zu ihnen zu kommen. In diesem Satze redet er von sich allein. Von sich allein nur kann er sagen: Ich möchte wieder zu euch kommen. Er hat also schon früher Beziehungen zu den Empfängern gehabt. Er kennt sie von früher her und möchte ihnen nicht nur durch seinen Brief, sondern auch persönlich helfen. Vorerst muß er es bei dem Gebetswunsch bewenden lassen, daß der Gott des Friedens, der von den Toten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe in seinem Blute, den Herrn Jesus Christus, seine Leser selbst zu allem Guten tüchtig mache, so daß sie seinen Willen tun. Ist doch dieser Gott der, welcher in ihm und den Lesern durch Jesus Christus das bewirkt, was ihm wohlgefällig ist, und dem dafür in alle Ewigkeit Lobpreis gebührt.

Es folgt die Bitte: „Laßt euch, Brüder, mein Mahnwort gefallen. Ich habe es kurz gemacht.“ Es mag ihm noch manches auf der Seele gelegen haben, was er

hätte sagen mögen. Er hat sich aber auf das Wichtigste beschränkt. Dies konnte er darum, weil er in tunlichster Bälde seine Leser sehen will. Er will nur noch warten, bis Timotheus bei ihm ist. Von diesem kann er ihnen die erfreuliche Kunde schreiben, daß er freigekommen ist.

Durch seine Bitte, die Führer und alle Heiligen zu grüßen, bestätigt er noch einmal, daß die Leser nicht die ganze Gemeinde sind, sondern nur ein Teil, eine Gruppe derselben. Zum Schluss grüßt er endlich „von denen aus Italien“. Es ist an und für sich möglich, daß er außerhalb Italiens schreibt und von denen grüßt, die aus Italien bei ihm sind und nun die Heimatgenossen grüßen lassen. Es ist aber ebenso möglich, daß er in Italien ist und im Namen der italischen Brüder grüßt.

Mit dem Wunsche: die Gnade sei mit euch allen, endet der Brief.

Es ist leicht zu sehen, daß aus dem Wenigen, was der Verfasser direkt von sich sagt, nicht sicher bestimmt werden kann, wer er ist. Wir werden darüber im Ungewissen bleiben müssen, wenn der Brief nicht da und dort diese kurzen Hinweise ergänzt. Dies ist glücklicherweise der Fall.

Daß er sich alsbald im Eingang des Briefes mit seinen Lesern durch ein „uns“ zusammenschließt und sich damit als Israelitenchristen bezeichnet, ist schon erwähnt. Wichtiger ist seine Aussage, daß er mit ihnen zusammen, bzw. so wie sie, das Wort Jesu von den Aposteln sicher übergeben erhalten hat. Daraus ergibt sich, daß er in Jerusalem Christ geworden ist. Er weiß ferner, wie sich die Leser in den Tagen der ersten Liebe verhalten haben. Das besagt, daß er in jenen Tagen, da sie öffentlicher Schande preisgegeben wurden, da man ihnen ihre Einkünfte wegnahm, sie aber fröhlich dies erduldeten und tapfer sich bedrängterer Gemeindegossen annahmen, bei ihnen war. Er ist auch auf dem Laufenden darüber, wie sie sich in den letzten Zeiten halten, daß sie schwanken, daß sie in Gefahr sind, jenen zu folgen, die die Versammlungen der Gemeinde schon verlassen haben, daß es ihnen nicht leicht wird, sich den Führern in der Gemeinde unterzuordnen, daß diese Führer sich schwere Sorgen um sie machen. Er weiß ferner, daß man Anstrengungen macht, sie zum Abfall zu verleiten, sie in ihre alten Verhältnisse zurückzulocken. Das alles deutet auf enge Beziehungen zu den Lesern und der Gemeinde zu Jerusalem hin. Die Ausführungen über das Hohepriestertum, den Tempel und den großen Versöhnungstag mit seinem Opfer sind zwar nicht von ihm aus Liebhaberei gemacht, sondern aus ernstem Willen zu helfen heraus, so viel dürfte aber schon richtig sein, daß sie auch ihm liegen, daß sie auch für ihn Bedeutung haben. Er zeigt sich mit dem Kultus vertraut. (Über seine vermeintlichen Irrtümer wird noch zu reden sein.) Er ermahnt, bei aller Bescheidenheit seiner Worte, am Schlusse des Briefes doch mit einer gewissen Autorität.

Wer mag nun dieser Mann sein? Da es sich an mehreren Stellen um Aussagen

über die erste Gemeinde in Jerusalem handelt, so bekommt diese Frage die nähere Form: Hat es in der Gemeinde zu Jerusalem einen angesehenen Mann gegeben, von dem erwartet werden kann, daß er einen solchen Brief zu schreiben vermag, einen Mann, der kein Apostel war, aber doch mit den Aposteln in Beziehung stand, ja, durch der Apostel Wort gewonnen war? Gab es einen Mann, der mit den christlichen Priestern fühlen konnte, der verstand, was sie bewegte, und bei dem die Voraussetzungen vorhanden waren für den Dienst, den der Verfasser tat, dem der Kultus nicht fremd war, der die Lage in den israelitischen Priesterkreisen kannte, der um die merkwürdige Bedeutung, welche Melchisedek für die Priester hatte, wissen konnte usw.?

Wollen wir auf alle diese Fragen Antwort haben, so können wir sie, wenn überhaupt, nur durch die Apostelgeschichte erhalten. Und wir erhalten sie dort. Zu den ersten Christen gehört der Levit Joseph aus Cypern, der Stammverwandte des Markus. Joseph ist Levit. Er ist nicht Priester, aber er gehört auch zu dem Stamm, aus dem die Priester kommen. Es ist zu vermuten, daß es den Leviten zu Jerusalem, die es wagten, Christen zu werden, ähnlich erging wie den Priestern. Auch für sie gab es Verlust, denn sie nahmen Teil an dem, was der Dienst am Tempel und die Zugehörigkeit zum Levistamme eintrug. Joseph erscheint bald nicht mehr unter diesem Namen, sondern unter dem andern, den er den Aposteln verdankt: Barnabas. Er wird durch diesen Namen als ein Mann des Mahnwortes bezeichnet. Er nimmt in der ersten Gemeinde neben den Aposteln eine hervorragende Stellung ein. Die Apostel selbst hören auf ihn, als er ihnen den bekehrten Saulus zuführt. Nachdem die Kunde nach Jerusalem gedrungen ist, daß man in Antiochia den Griechen das Evangelium direkt predigt und sie in die Gemeinde aufnimmt, betraut ihn die Muttergemeinde mit der Aufgabe, dort nach dem Rechten zu sehen und zu tun, was er für recht hält. Er ist groß und frei genug, daß er die junge Gemeinde nicht belastet mit allerlei Bedingungen. Er ist es, der Saulus herbeiholt, der mit diesem zusammen zur ersten Missionsreise abgeordnet wird. Er kommt je und je wieder nach Jerusalem, einmal bei Gelegenheit der Überbringung einer Unterstützung, das andere, bedeutsamere Mal mit Paulus zusammen zum Apostelkonvent. Er wird bei diesem, man kann sagen offiziell, zum zweiten Leiter der Heidenmission bestellt. Er vertritt gegenüber dem immer mehr in den Vordergrund tretenden Paulus energisch seinen Vetter Markus und trennt sich lieber von dem bisherigen Gefährten der Arbeit, als daß er sich beugt. So sparsam die weiteren Nachrichten darüber sind, so lassen sie doch ersehen, daß das Verhältnis zwischen Paulus und ihm nicht dauernd getrübt wurde. Die Hochschätzung des Mannes seitens Paulus tritt darin zutage, daß dieser bei dem Bericht über die Auseinandersetzung mit Petrus in Antiochia sagt: sogar Barnabas wurde in die Heuchelei hineingezogen. Wichtiger als diese Stelle ist

aber 1.Kor. 9,1ff. Dort faßt sich Paulus wieder mit Barnabas zusammen. Beide stehen in eifriger Missionsarbeit. Beide verzichten auf die Frau als Gehilfin und Begleiterin. Beide erarbeiten sich ihren Unterhalt selbst, um allen bösen Gerüchten zu wehren.

Ist es da nicht zu verstehen, daß man sich, nachdem die Führer aus Jerusalem weg sind, entweder weil sie anderwärts an der Arbeit stehen, oder weil sie den Zeugentod erlitten haben, an einen Barnabas wendet, in der Hoffnung, daß er, der mit den Gefährdeten von früher her bekannt ist, der mit ihnen ein ähnliches Los geteilt hat, der in der Gemeinde zu Jerusalem eine hohe Schätzung besitzt, am ehesten es erreichen könne, daß die Schwankenden bleiben. Hinzu kommt, daß er sich, für die Leute in Jerusalem verständlich, andeutungsweise selbst als den Verfasser des Briefes bezeichnet. Der „Mann des Mahnworts“ erweist sich seinen Lesern als solcher, indem er sein Mahnwort an sie richtet. Es wäre wohl etwas kühn, allein aus dieser einen Wendung auf Barnabas als den Verfasser zu schließen. Wenn aber alle die übrigen Momente hinzukommen, die für ihn sprechen, gewinnt der Umstand, daß der Verfasser, wo er von sich spricht, von *παρακαλεῖν* redet und seinen Brief als einen *λόγος παρακλήσεως* bezeichnet, Gewicht.

Jedenfalls ist es so, daß unter den uns bekannten Männern der ersten Gemeinde auf keinen so vieles zupaßt, was aus dem Brief zu ersehen ist, als eben auf Barnabas. Es kann daher mit derselben hohen Wahrscheinlichkeit – völlige Gewißheit wird sich nicht erreichen lassen – gesagt werden, daß Barnabas der Verfasser ist, wie, daß die Empfänger christliche, jerusalemitische Priester sind.

Unter dieser doppelten Voraussetzung läßt sich auch über die Zeit der Abfassung Einiges sagen. Daß der Brief vor der Zerstörung des Tempels geschrieben sein muß, wurde oben schon dargetan. Ebenso wird deutlich, daß er in den sechziger Jahren geschrieben ist. Die Situation in Jerusalem wird immer bedenklicher. An das Geschick derer, welche um ihres Glaubens willen Schweres zu tragen hatten und es ausharrend trugen, wird erinnert. Noch haben die Leser nicht bis aufs Blut widerstanden. Einige derer, von denen sie das Wort Gottes empfangen haben, sind aber schon den Zeugentod gestorben. Jakobus, der Apostel, und Jakobus, der Bruder des Herrn, haben in Jerusalem ihr Leben hingegeben. Petrus ist in Rom getötet. Das alles weist in die Mitte der sechziger Jahre. Vielleicht haben wir eine noch nähere Bezeichnung der Abfassungszeit durch die Bemerkung über Timotheus. Aus dem 2. Timotheusbrief wissen wir, daß Paulus, den Tod vor Augen, seinen Lieblingsschüler und Gehilfen zu sich nach Rom ruft. Was ist wahrscheinlicher, als daß in den schweren Tagen, in denen sein Meister das Leben verlor, auch das seine gefährdet war, daß man auch nach dem treuen Gefährten griff, daß Timotheus der Gefangennahme nicht

entging. Warum er dann doch wieder freigelassen worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Daß ἀπολύειν „aus der Gefangenschaft freilassen“ heißen kann, wissen wir aus der Leidensgeschichte des Herrn. Ist es aber so, daß das Wort wirklich auf die Freilassung eines Gefangenen geht, dann können wir die Abfassungszeit des Hebräerbriefes noch genauer dahin bestimmen, daß er zwischen dem Termin des Todes des Paulus und vor der Zerstörung des Tempels geschrieben ist. Dann ist auch über die Frage, wo sich Barnabas zur Zeit, da er seinen Brief schreibt, befindet und wer mit denen aus Italien gemeint ist, eine Entscheidung möglich. Irgendwo in Italien, wo Christen sind – sie gibt es auch außerhalb Roms –, verfaßt Barnabas sein Schreiben und die Christen, bei denen er weilt, grüßen mit ihm.

So einleuchtend aber unsere beiden Thesen sein mögen, so gibt es doch auch Einwände gegen sie, die nicht verschwiegen werden dürfen. Verhältnismäßig leicht läßt sich heute ein Bedenken heben, das früher schwer ins Gewicht fiel. Wenn der Brief an Priester zu Jerusalem gerichtet sein soll, warum ist er dann griechisch und nicht aramäisch geschrieben?

Die These, daß er etwa die Übersetzung einer aramäischen Urschrift sei, ist meines Wissens bisher nicht ernstlich vertreten worden. – Auf die Frage ist zu antworten, daß es sich bei den sprachlichen Verhältnissen in Jerusalem zur Zeit Jesu und des Neuen Testaments für niemand leichter dartun läßt, daß sie dreisprachig waren, als für Priester. Sie mußten Hebräisch können, weil sie aktiv am Gottesdienst, der in der heiligen Sprache gehalten wurde, beteiligt waren. Sie konnten Aramäisch als Einwohner Jerusalems, und sie mußten, um sich mit den vielen nur griechisch redenden Pilgern, die am Tempel ihre Opfer darbrachten, verständigen zu können, das Griechische verstehn. Ein Verkehr durch Dolmetscher wäre zu umständlich gewesen. Es macht also keine Schwierigkeiten, daß der Brief an sie griechisch geschrieben ist. Ebenso wenig macht die Sprache des Briefes Schwierigkeiten von seiten des Verfassers. Der Levit Joseph aus Zypern kann Griechisch, und wer will es mit Gründen für unmöglich erklären, daß er ein so gutes Griechisch zu schreiben vermag, wie der Brief es zeigt? War doch Griechisch seine Muttersprache und läßt es doch seine Stellung in der ersten Gemeinde neben den Aposteln als durchaus möglich erscheinen, daß er ein Mann von einiger Bildung war. Da er nicht vorübergehend, etwa nur zum Festbesuch, in Jerusalem war, sonst hätte er sich nicht dort einen Acker gekauft, wird er wohl auch dreisprachig gewesen sein. Wollte er das Recht nützen, das er als Levit hatte, und sich dienend am Gottesdienst beteiligen, dann mußte er Hebräisch verstehn.

Wollte er mit der Bevölkerung, die zu den Festen und zum Tempel kam, verkehren und für sie handeln, ohne einen Dolmetscher zu benötigen, so mußte er sich das Aramäische aneignen. So bilden die sprachlichen Verhältnisse weder

nach Seiten der Empfänger, noch nach der des Verfassers Schwierigkeiten. Ganz ernst aber ist der Einwand zu nehmen, daß der Verfasser sich bedenkliche Blößen hinsichtlich der Genauigkeit seiner Kenntnis der Tempelrichtungen und des hohenpriesterlichen Dienstes gebe. Wenn er wirklich gesagt hat: der Räucheraltar steht im Allerheiligsten, dann kann er nicht der Levit Barnabas sein, der so lange in Jerusalem war und dort den Tempel stets vor Augen hatte. Ist es aber so, daß der Verfasser wirklich einen solchen schweren Fehler gemacht hat? Es ist doch befremdlich, daß man so wenig beachtet, was *θυμιατήριον* heißt. Holen wir uns bei der Septuaginta Rat, und das ist für das Neue Testament überhaupt zu empfehlen, erst recht aber bei der Gabe eines Mannes, der so vorzüglich in ihr Bescheid weiß wie der Verfasser des Briefes, dann erfahren wir, daß *θυμιατήριον* in ihr nie etwas anderes bezeichnet als die Räucherpfanne.

In 4.Makk. 7,11 ist überdies ausdrücklich gesagt, daß Aaron sich mit der Räucherpfanne gewappnet habe (nicht mit dem Räucheraltar). Wir haben also das Wort in Verbindung mit dem ersten Hohenpriester in dem Sinne von Räucherpfanne. Warum darf es im Hebräerbrief nicht auch so heißen? Ist dies aber der Fall, so handelt es sich nur um eine kleine Ungenauigkeit hinsichtlich des Ortes, wo sich die Räucherpfanne befindet, ob im Allerheiligsten oder außerhalb desselben. Wir erfahren durch Billerbeck, (a. a. O. II, 848f.) daß es ein Streitpunkt zwischen Pharisäern und Sadduzäern gewesen ist, wo das Räuchwerk durch den Hohenpriester auf die Räucherpfanne gelegt werden muß, ob schon vor seinem Eintritt ins Allerheiligste oder erst in diesem. Über diese Räucherpfanne ist also Debatte. Man redet von ihr in Jerusalem und über sie. Sie paßt bei der Bedeutung, die sie für den Hohenpriester hat, auch viel besser in den Zusammenhang und in das Ganze des Hebräerbriefs. Es läßt sich nicht deutlich machen, was der Räucheraltar im Briefe soll, wohl aber bezüglich der Räucherpfanne des Hohenpriesters. Der Hohepriester des Alten Bundes darf, obwohl das Allerheiligste schon an sich dunkel ist, in dasselbe nicht eintreten ohne den ihn schützenden Rauch. Sonst muß er sterben. Das ist Schranke gegenüber dem wahren Hohenpriester. Jesus schreitet durch die Himmel ins obere Allerheiligste, ohne daß er es nötig hat, deckenden Rauch zwischen sich und Jahwe zu bringen. Er ist auch hierin größer als der Hohepriester aus dem Hause Aaron.

Sagt nicht aber der Verfasser des Briefes an anderer Stelle davon, daß der Hohepriester täglich erst für sich und dann für das Volk ein Opfer darbringen müsse? Dieser Irrtum wäre fast noch schlimmer. Es gibt nur ein Tamid, denn um dieses kann es sich nur handeln. Dieses bringen in der Regel Priester dar. Es gibt kein besonderes Tamid, welches der Hohepriester täglich für sich darbrächte. Wohl aber ist es so, daß zuweilen auch der Hohepriester das Tamid

darbringt und daß es sühnende Bedeutung hat für das Volk, den Hohenpriester eingeschlossen. Beachten wir dies, dann läßt sich das: „er muß zuerst Opfer für sich darbringen und danach für das Volk,“ auch anders als zeitlich und von mehreren Opfern verstehen. Es ist vielmehr dies gesagt: das von dem Hohenpriester dargebrachte Tamid ist zunächst sühnend für ihn selbst, dann aber auch für das Volk. Ebenso läßt sich verstehen: der vollkommene Hohepriester hat nicht täglich nötig, wie die Hohenpriester, ein Opfer zu bringen. Das tägliche Tamid, das je und dann auch der Hohepriester darbrachte, ist durch das eine, vollgültige Opfer Jesu abgelöst. Leser, welche die Opferung des Tamid zur Zeit des Hebräerbriefes kannten, mußten die Stelle so verstehen. Uns Heutigen ist dies so lange unmöglich, als wir nicht beachten, daß der Hohepriester zuweilen auch selbst das Opfer darbrachte, das immer, ob von ihm oder andern Priestern dargebracht, zugleich für ihn wie für das Volk sühnende Wirkung hatte. Für Jerusalemiten und erst recht für Priester, die die tägliche Wiederholung des Tamid immer wieder selbst miterlebten, mußte es besonders eindrücklich, sein, wenn ihnen gesagt wurde: das Tamid hört auf; es bedarf sein nicht mehr.

Die Beobachtung, daß man die konkreten Verhältnisse kennen muß, um mit Grund sagen zu können, hier stimmt etwas nicht, gilt auch für die Stelle 9, 21. Dort heißt es: „Mose besprengte die Hütte und alles Geräte des Gottesdienstes mit dem Blute.“ Gewiß, es steht in 2. Mos. 24 nichts davon geschrieben. Wir sollten aber nicht vergessen, daß zur Zeit des Neuen Testaments zu dem Texte der Schrift noch eine exegetische Tradition hinzukam. Leider kennen wir sie in den meisten Fällen nicht. Nur selten erfahren wir nicht nur, „was geschrieben steht und gelesen wird,“ sondern auch, „was dazu gesagt und gehört wird.“ Würde uns das öfter zuteil, dann, dürften sich viele Schwierigkeiten lösen. Wohl steht geschrieben: Mose nahm das Blut und sprengte es auf den Altar (V. 6) ... und sprengte es auf das Volk (V. 8). Es steht aber auch da, daß er die Hälfte des Blutes in verschiedene Becken (LXX *εἰς κρατῆρας*) gegossen habe. Wer die Weise der Rabbinen zu exegisieren kennt, der hält es wohl für möglich, daß an diesem im Text nicht weiter erörterten Gießen des Blutes in verschiedene Becken die Frage entsteht: wozu das? und als aus dem „Scharfsinn“ des Rabbinen entsprungene Antwort so etwas zugefügt wurde, wie wir heute in Hebr. 9, 21 lesen. Das in den Becken bzw. in den Krügen vorhandene Blut muß doch seine Verwendung finden.

Bleibt noch die wirklich geringfügige Verschiedenheit zwischen dem Hebräerbrief und 4.Mo. 17,10, wenn hier überhaupt eine Unstimmigkeit vorliegt. Sehen wir in der Septuaginta zu, so heißt es dort einmal (2.Mo. 25,15): Du sollst die Tafeln der Zeugnisse in die Lade legen, und das andere Mal (17,25): Lege den Stab Aarons nieder – bewahre ihn auf – im Angesicht der

Tafeln (*ἐνώπιον τῶν μαρτυρίων*). Es ist also nicht gesagt: die Tafeln liegen in der Lade, der Aaronsstab vor der Lade (!), sondern vor den Tafeln. In der Lade, in der die Tafeln liegen, liegt auch der Aaronsstab.

Es ist also nicht so, daß der Verfasser sich grobe Verstöße gegen die Schrift zuschulden kommen läßt. Es läßt sich eher sagen: er kennt nicht nur die Schrift, sondern auch die Tradition sowohl hinsichtlich des Brauchs, wie hinsichtlich der Exegese. Das würde aber gerade wieder nach Jerusalem weisen und von einem Leviten zu erwarten sein, wie andererseits auch Priester am ehesten verstehen können, was im Hebräerbrief gesagt ist.

Auch der Hinweis auf die alexandrinische Terminologie, die uns im Briefe entgegentrete, verunmöglicht nicht die These von der Verfasserschaft des Barnabas. Ausdrücke wie Präg bild (*χαρακτήρ*) und Abglanz (*ἀπαύγασμα*) haben nicht in Alexandria Residenzpflicht, und wer will sagen, daß der Cyprier Levit Joseph nicht ebenso wie mit der Septuaginta auch mit Gedankengängen und Ausdrücken des alexandrinischen Judentums, ja mit Philo vertraut sein konnte. Ebenso ist die Möglichkeit nicht abzustreiten, daß Priesterkreise in Jerusalem solchen Ausführungen Verständnis entgegenbrachten. Wir haben uns die Beziehungen zwischen Jerusalem und Alexandria lebendiger und enger vorzustellen, als wir das gewöhnlich tun. Gab es nicht auch nach Apg. 6,9 zu Jerusalem eine Synagoge der Alexandriner? Es besteht darum keine Nötigung, um solcher Berührungen willen von Barnabas abzugehen und etwa zu Apollos seine Zuflucht zu nehmen.

Mit Absicht wurde bisher von der Tradition über den Verfasser des Hebräerbriefes abgesehen und die Antwort auf die Frage nach ihm aus dem Briefe selbst gesucht. Nun darf aber auch darauf hingewiesen werden, daß die einzige ältere Tradition, die möglich ist, auf Barnabas weist. Daß die Kirche von Alexandria und mit ihr die Römische Kirche sich irren, wenn sie, letztere ausdrücklich durch eine Entscheidung des Konzils von Trient, als Verfasser den Paulus nennen, steht heute fest. Manche Verwandtschaft, die der Verfasser des Briefes mit Paulus hat, so z. B., daß er wie dieser alttestamentlichen Worte, die von Jahwe handeln, ohne weitere Begründung auf Jesus überträgt, erklärt sich leicht daraus, daß Barnabas und Paulus geraume Zeit ihre Arbeit gemeinsam getan haben. Auch die alte, bis ins 2. Jahrhundert zurückreichende Tradition, daß Barnabas auch in Rom gewirkt hat, vereinigt sich mit unserem Verständnis von 13, 23. Finden wir nach ihr Barnabas in Italien, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er auch in Rom gewesen. Näheres darüber läßt sich nicht sagen. Es könnte schon sein, daß er, wie Albrecht in der Einleitung zum Hebräerbrief sagt, nach dem Tode des Petrus und des Paulus dort gewesen ist. Dann ergäbe sich die Sachlage, daß derselbe Mann, der sich um die Römische Gemeinde bemüht hat, deren Bedeutung stetig wuchs, sich nun auch der Gemeinde zu

Jerusalem annimmt, die als die Muttergemeinde der Christenheit immer noch ihre, wenn auch abnehmende Bedeutung hat.

Schließlich sei noch der Frage nachgegangen, die gleich zu Anfang aufgeworfen wurde, nämlich der, wie das „Uns“ und das „Wir“ im Briefe zu verstehen seien. Sie hat für uns unter dem Gesichtspunkte Bedeutung, daß, wenn Empfänger und Verfasser richtig bestimmt sind, dies sich auch für das Verständnis der Uns- und Wirstellen diensam zeigen muß.

Zunächst seien einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, die auch für andere Schriften des Neuen Testaments, begrifflicherweise besonders für die Briefliteratur, da und dort beachtlich sind. Die tausendfache Verwertung von Schriftstellen und Zusammenhängen für die Bedürfnisse der Gemeinden und des einzelnen Christen seit ihrer Entstehung bis heute, die Schätzung der Bibel als des Buches der Menschheit haben zur Folge, daß man leicht jedes Wir und Uns dahin ausweitet, daß es der ganzen Christenheit gelte oder doch, wenn es auch erst einer begrenzten Zahl von Christen oder Gemeinden galt, eine Ausdehnung auf die Christenheit aller Zeiten und Zonen leite. Das wichtigste Beispiel dafür ist die Verwertung der an die Apostel gerichteten Berglehre Jesu als Kanon des Verhaltens nicht nur aller Christen, sondern sogar der nur christianisierten Völker. Daneben sei nur noch auf die wenigen auf den Prolog beschränkten Wir und Uns im Johannesevangelium hingewiesen, welche man meist mit fast axiomatischer Selbstverständlichkeit auf die ganze Christenheit bezieht, ohne auch nur die Frage zu erwägen, ob nicht eine ganz bestimmte und bedeutungsvolle Begrenzung vorliege. Man fragt nicht ernsthaft: Unter wem hat der Logos als Jesus gewohnt. Wer hat seine Herrlichkeit staunend beschaut. Welche sind es, die alle aus seiner Fülle geschöpft haben? Sobald man diese Worte ernst nimmt und Johannes als den Verfasser des Evangeliums bejaht, beziehen sie sich auf Zeitgenossen Jesu, und der hier auch zu beachtende Eingang des ersten Johannesbriefes macht deutlich, daß es die Apostel sind.

Wie steht es nun mit den betreffenden Stellen im Hebräerbrief? Wir erinnern daran, daß mit dem „Ihr“ des Briefes eine ganz bestimmte Gruppe von Gemeindegliedern bezeichnet ist. Diese Christen fassen das Wir und das Uns nun mit einer anderen Größe zusammen. Wir drücken uns jetzt noch absichtlich so allgemein aus, weil ja nicht von vornherein feststeht, ob diese andere Größe ein einzelner ist oder eine bestimmte Gemeinschaft oder gar die Christenheit allgemein. Das Nächstliegende ist, da das Schreiben deutlich ein richtiger Brief ist, zu fragen, ob sich nicht in den Wir- und Unsstellen der Briefschreiber mit den Briefempfängern zusammenfaßt. Das ist in einer Reihe von Fällen zweifellos der Fall. So faßt in dem Abschnitt 2,1-4 der Schreiber des Briefes sich, sich allein mit den Lesern zusammen. Die Verkündigung dessen, was die Ohrenzeugen Jesu zuverlässig überliefert haben, ist nicht eine solche, die der

ganzen Christenheit, auch nicht der damaligen Christenheit, zuteilgeworden ist, sondern verbindet den Verfasser mit den Lesern. Ähnlich ist es mit 3,1 ff. Darum, ihr lieben Brüder, man kann auch sagen: meine lieben Brüder, ihr Mitgenossen einer himmlischen Berufung, schaut hin auf Jesus den Gottesboten und Hohenpriester, den wir bekennen. Auch hier leidet der Inhalt des Satzes keine Verallgemeinerung. Wir haben ja gesehen, daß bei Paulus in der sonstigen Briefliteratur der Hohepriester gar nicht erscheint und in den Evangelien nicht in der Weise, die für den Hebräerbrieff charakteristisch ist. Am nächsten liegt es daher auch, hier die Empfänger und den Verfasser zusammengefaßt zu sehen. Wenn er seine Leser Mitgenossen seiner Berufung nennt, so besagt dies, daß er sich ähnlich berufen weiß wie sie, und legt nahe, was sich auch sonst ergibt, daß beide Teile innerhalb derselben Gemeinde berufen wurden. Noch deutlicher ist die Zusammenfassung des Schreibers mit den Lesern in 3,14. Das Wort ist durch Albrecht gut so übersetzt: Wir sind Genossen des Messias, vorausgesetzt, daß wir die Glaubenszuversicht, die uns in den ersten Tagen erfüllte, bis an das Ende unerschütterlich festhalten. Beide, Verfasser und Leser, haben eine bestimmte Zeit hinter sich, in der ihnen eine sichere Glaubenszuversicht gemeinsam war. Es ist jene erste Zeit, in der die Leser die Wegnahme ihrer Einkünfte mit Freuden ertrugen. Diese zeitlich zurückliegende Gemeinsamkeit der Glaubenshaltung läßt sich nicht auf alle Christen ausdehnen, sondern ist konkret gebunden. Heißt es dann weiter: laßt uns auf der Hut sein, daß niemand unter euch das Ziel verfehle, dann werden wir mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit in die Sonderbeziehungen des Verfassers zu den Empfängern hineinversetzt, die ihn und sie, zunächst jedenfalls nur ihn und sie verbinden. Er versucht jene zur Wachsamkeit zu bestimmen und faßt sich mit ihnen zusammen als einer, für den diese Mahnung auch gilt und der sie seinerseits nicht in den Wind zu schlagen gedenkt. Ebenso ist es mit dem Worte: so laßt uns denn Eifer zeigen, in diese Ruhe einzukommen (4,11).

Auch die Stelle vom Hohenpriester, der mit unserer Schwachheit Mitleiden haben kann, leidet nicht ohne weiteres eine Verallgemeinerung. Es sind bestimmte Versuchungen, in denen die Leser aushalten sollen, und mit diesen wird die Versuchung Jesu zusammengehalten. Für Jesus, den echten Hohenpriester, handelt es sich um den Christusberuf, für die Leser um den Christenberuf. Für ihn handelt es sich nach 12,2 um die Überwindung der Versuchung, die in der Schande liegt, für die Leser ebenso. Und auch der Verfasser kennt sie, diese Versuchungen, weil sein Geschick, sein persönliches Geschick ein ähnliches ist wie das jener.

Vollends zweifellos ist in der Stelle 6,1 ff. das Uns eine Zusammenfassung der Leser nur mit dem Verfasser. „So wollen wir (wer? die Gemeinde? die Christenheit?) uns dem zuwenden, was sich für geistlich Reife eignet und uns

nicht mit den Elementen aufhalten. Dies wollen wir (ein andermal) tun, wenn Gott es erlaubt.“ Es folgen die ebenso deutlichen Verse 6,8 ff.: Wenn wir nun auch mit solcher Strenge reden ... wir sind überzeugt von euch ... es ist unser Herzenswunsch! Hier kann höchstens die Frage sein, ob sich der Verfasser mit einer Art Mitverfasser zusammenfaßt oder ob er von sich, wie auch sonst üblich ist, im Pluralis redet. Keinesfalls aber können diese Stellen über den Verfasser und einen etwaigen (unwahrscheinlichen) Genossen hinaus ausgedehnt werden.

Es ist nicht nötig, alle Stellen anzuführen, in denen Uns und Wir vorkommt. Gewiß, es gibt einige darunter, welche auch auf einen weiteren Kreis bezogen werden können, aber keine, welche auf einen solchen weiteren Kreis bezogen werden müssen und nicht auch bei ihrer Beziehung auf den Verfasser und seine Leser einen guten Sinn geben. Die Wir- und Unsstellen sind also auf den Schreiber und die Leser zu beschränken.

Es sei nur auf eine Stelle noch hingewiesen, in der besonders deutlich hervortritt, was eben gesagt wurde. Es ist dies die Stelle 10, 19 ff. „Weil wir nun, meine Brüder ..., ins Allerheiligste eintreten können ...“ „Er hat uns einen immer offenen Weg erschlossen ...“ „Weil wir einen Hohenpriester haben ..., so laßt uns Gott nahen ..., da wir des Schuldbewußtseins ledig sind.“ „Am Leibe gewaschen, laßt uns das Bekenntnis festhalten, laßt uns gegenseitig aufeinander achten, laßt uns nun gegenseitig zur Liebe anspornen, laßt uns unsere gottesdienstlichen Versammlungen nicht verlassen, wie etliche zu tun sich gewöhnt haben, sondern laßt uns untereinander ermahnen, um so mehr, als ihr den ‚Tag‘ schon nahen seht.“

Es ist fraglos, daß sich eine Reihe dieser Ermahnungen auch heute ohne weiteres innerhalb unserer Gemeinden geltend machen läßt. Es ist aber ebenso deutlich, daß sie sich zunächst auf die Verhältnisse, und ganz auf sie, beschränken, die bei der angeredeten Gruppe vorliegen. Das ist besonders deutlich da, wo der Verfasser sagt: laßt uns nicht die Versammlungen verlassen. Das Uns des Briefes macht die Mahnungen des Verfassers freundlicher, sucht ihnen den Weg zu bahnen, indem er damit sagt: Das alles lasse ich auch für mich gelten. Er stellt sich ihnen nicht scheltend gegenüber, sondern er schließt sich mit ihnen helfend zusammen. Das tritt besonders klar in dem abschließenden und betonten Wort 10,39 zutage: „Unsere Art ist's aber nicht, feige zurückzuweichen und dadurch ins Verderben zu geraten. Wir halten es mit dem Glauben, um das Leben zu gewinnen.“ Man hört es förmlich, wie der Verfasser dadurch, daß er sich mit seinen Lesern, seinen Sorgenkindern, zusammenschließt, sie aus ihrem Schwanken heraus und mit sich fortzureißen versuchte. Nicht wahr, so wollen wir es miteinander halten! Ihr enttäuscht mich doch nicht! Ihr geht mit! Ihr haltet mit mir am Glauben fest!

Hieraus ergibt sich aber eine neue Bestätigung dessen, was oben behauptet

wurde: der Verfasser und seine Leser sind miteinander verbunden sowohl durch eine gewisse Gleichartigkeit ihrer Lage wie durch früheres, auch räumliches Zusammensein. Dies ist beides der Fall bei dem Leviten Barnabas, der früher in Jerusalem war, und den Priestern dort, welche Christen geworden sind, bekannt war.

Nun kann aber auch die Frage beantwortet werden, wie wir das „zu uns“ im zweiten Verse des Briefes zu verstehen haben. Gewiß, wir werden es auch auf uns Heutige beziehen können und dürfen, wenn wir auch nicht wie die Leser die, zu welchen die Propheten geredet haben, „unsere Väter“ nennen können. Wir müssen aber dann eine Reihe von Zwischengedanken einschieben und tun dies unwillkürlich. Was er geredet hat, ist zu einem Teil wenigstens durch den Dienst seiner Boten Schrift geworden, und wir haben es nun über die Jahrhunderte hinweg in unseren Evangelien. Es ist aber sehr fraglich, ob wir mit solchen Gedanken dem Ursinn der Stelle gerecht werden. Sie steht in einem an bestimmte Leser gerichteten Brief, und der Verfasser faßt sich immer wieder mit ihnen zusammen. Ist es da nicht das Nächstliegende, sein Wort ganz ernst und eigentlich zu nehmen. Gott hat zu uns, zu euch und mir, geredet durch seinen Sohn, der Jesus ward? Infolge jener tausendfach geübten, ohne Reflexion wie selbstverständlich vorgenommenen Übertragung des Wortes ins Uneigentliche kommt den meisten Exegeten gar nicht der Gedanke, daß das „zu uns“ auch ernst gemeint sein könnte. Wir haben darum die rasche Überschau über die Wir- und Unstellen im Briefe gegeben, um diesem Ernstnehmen der Wendung wenigstens einigermaßen das Befremdende zu nehmen. Denn, nehmen wir sie ernst, so hat das in mehr als einer Hinsicht wichtige Folgen. Es heißt ja dann nicht mehr und nicht weniger als dies, daß der Verfasser und seine Leser Jesus selbst noch gehört haben. Das bedeutet aber hinsichtlich der Abfassungszeit, daß wir mit ihr nicht allzutief in das erste Jahrhundert hineingehen dürfen, und bedeutet hinsichtlich des Verfassers und der Leser, daß sie da gewesen sind, wo man Jesus hören konnte. Das würde zunächst nur auf Palästina weisen. Das ist aber dann ganz und besonders leicht verständlich, wenn Barnabas der Verfasser ist und Priester zu Jerusalem die Leser sind. In Jerusalem hat Jesus sowohl im Tempel wie in den Synagogen gelehrt und dies so reichlich, daß er zu Hannas sagen kann: „Frage die, die mich gehört haben,“ und daß er mit diesem Wort darauf hinweisen kann, es gebe in Jerusalem Leute genug, die über seine Lehre als Zeugen Auskunft geben könnten (Joh. 18,20.21). Wenn er aber im Tempel gelehrt hat, ist es dann ein Unmögliches oder ist es nicht vielmehr das Wahrscheinliche, daß jerusalemitische Priester und ein in Jerusalem wohnender Levit ihn selbst gehört haben?

Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß auch die wohl zu beachtende Stelle 2, 3 für sich allein keine Möglichkeit gebe, zu entscheiden, wie das „zu

uns“ zu nehmen sei. Jetzt ist es an der Zeit, darauf aufmerksam zu machen, wie eigentümlich das formuliert ist, was dort gesagt wird. Es heißt nicht etwa: das Heil, von dem zuerst durch Jesus geredet wurde, kam durch die Heroldsbotschaft oder durch die Evangeliumsbotschaft der Ohrenzeugen zu uns, sondern: das Heil, welches zu Anfang durch den Herrn geredet wurde, ist durch den Dienst derer, die ihn gehört haben, für uns, bei uns fest begründet worden, zu unserem festen Besitz geworden. Es käme ein merkwürdiger Gedanke heraus, wenn man das so verstehen wollte: der Herr hat von diesem Heil nur anfangsweise, unvollständig und unsicher geredet und erst seine Ohrenzeugen haben uns Sicheres gesagt. Sie haben ja nur zu sagen vermocht, was sie von ihm gehört haben, müssen demnach, wenn sie Sicheres berichten können, dieses Sichere von ihm gehört haben. Sinn bekommt der eigentümlich geprägte Satz dann, wenn man ihn so nimmt: hinsichtlich des Heils, von dem wir zuerst durch Jesus den Herrn gehört haben, sind wir sicher und gewiß geworden durch seine Ohrenzeugen, durch die Apostel. „Mache mich gewiß in deinen Worten,“ heißt es in Ps. 119,28 (*βεβαίωσόν με ἐν τοῖς λόγοις σου*). Danach wäre die Situation die: Barnabas und seine Priester haben durch Jesus selbst vom Heil gehört. Sie sind aber erst durch den Dienst der Apostel dieses Heils gewiß geworden. Durch den Dienst Jesu kommen sie noch nicht zum Glauben, wohl aber durch den seiner Ohrenzeugen. Mag aber auch jenes erste Wort, das sie aus Jesu Munde gehört haben, noch nicht das Entscheidende für sie geworden sein, daß sie ihn selbst gehört haben, blieb ihnen doch bedeutungsvoll. Sie waren, wie man aus der Schilderung ihres Christenstandes unmittelbar nach ihrem Christwerden entnehmen muß, besonders reich Begnadete und hatten darum, wenn sie abfielen, ein besonders schweres Gericht zu erwarten. Nach unserer Stelle gehört zu dem, was sie vor vielen auszeichnet, sie darum aber auch vor vielen verpflichtet, auch, daß sie den Herrn selbst von dem Heil haben reden hören, das zu verlieren sie in Gefahr stehen.

Wir sind so bescheiden geworden in unseren Erwartungen, über die ersten Zeiten der Christenheit Konkretes erfahren zu können, daß es begreiflich ist, wenn mancher sich solchem Blick in die Geschichte der Gemeinde zu Jerusalem meint verschließen zu müssen. Die Beziehung der Leser auf christliche Priester in Jerusalem verstatet einen solchen aber nicht nur hier, sondern gibt einen Kommentar zu dem Wort der Apostelgeschichte von der Menge der übergetretenen Priester. Die Fülle der Fragen, die sich dem besinnlichen Leser dieser kurzen Bemerkung gegenüber auftun, erhält durch den Hebräerbrief wenigstens in einigen und nicht ganz unwichtigen Punkten eine wertvolle Antwort.

Die letzten Ausführungen, von denen das Recht unserer These nicht etwa abhängt, sondern die zeigen, wie sie zu bisher verschlossenen Erkenntnissen

führt, beweisen noch einmal, wie konkret die Verhältnisse sind, welche der Brief voraussetzt. Dieses Bezogensein des Briefes auf bestimmte einmalige Verhältnisse, erschwert seine Übertragung in die Gegenwart. Manche dieser Verhältnisse sind aus der Christenheit verschwunden. Man muß heute uns Christen nicht mehr nachweisen, daß Hoherpriester, Tempel und Opfer des Versöhnungstages unvollkommen sind und dem Verschwinden nahe. Der Tempel ist nicht mehr. Kein Hoherpriester amtiert, und der große Versöhnungstag der Juden ist opferlos. Selbst für die Judenmission ist die Verwendungsmöglichkeit weiter Partien des Briefes begrenzt. Die exegetische Methode, mit der der Nachweis geführt wird, daß Melchisedek nicht dem israelitischen Hohenpriester gleicht, sondern dem vollkommenen Hohenpriester, dem Sohne Gottes, der Jesus ward, ist heute für uns nicht mehr anwendbar. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Brief für uns heute nicht auch noch seine Bedeutung hätte. Es ist nicht nur so, daß die Gewißheit: wir haben bei dem Vater den ewigen Hohenpriester Jesus, der Mitleid mit unserer Schwachheit hat, und, weil er selbst durch die Versuchungen gegangen ist, dem Angefochtenen Trost und Halt geben kann. Es stehen vielmehr in dem Briefe eine ganze Reihe von Stellen, die gerade für die Entwicklung, welche die Dinge heute nehmen, von großer Bedeutung sein können und die darum der Christenheit von heute nahegebracht werden müssen. Die Zeit, welche auch die erste Gemeinde von Jerusalem einmal hatte, indem es von ihr heißen konnte: so lebte nun die Gemeinde in ganz Judäa, Galiläa und Samaria in Ruhe und Frieden (Apg. 9,31), ist für die Christenheit von heute vorbei. Es ist Versuchszeit, und die Zukunft wird es noch mehr sein. Da gewinnen jene Worte schwersten Ernstes, welche die Sorge der Liebe geprägt hat, von der unvergebbaren Sünde neues Gewicht. Wer reich begnadet ist, kann auch tief, am tiefsten fallen! Darum Wachsamkeit, darum Glauben! Das 11. Kapitel wird sowohl mit seiner Aussage über das, was Glaube ist, wie mit seiner Vergegenwärtigung der Zeugenwolke von höchster Gegenwartsbedeutung. „Solche, deren die Welt nicht wert ist, irren in Wüsteneien und Gebirgen, in Höhlen und Erdklüften heimatlos umher.“ Das ist fast buchstäblich wahr geworden bei den Christenverfolgungen im Baltentland und wird noch erschütterndere Wahrheit in der großen, wachsenden Christenverfolgung durch den modernen Antichristismus in Rußland. Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, wo das Wort am Platze ist: Unsere Art ist es aber nicht, feig zurückzuweichen und dadurch ins Verderben zu geraten. Wir halten es mit dem Glauben, um das Leben zu gewinnen. Und es ist uns gut, wenn wir auch das andere Wort nicht überhören: Unser Gott ist auch ein verzehrendes Feuer.

Von Karl Bornhäuser erschien:

Die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu

Versuch einer zeitgenössischen Auslegung von Matth. 1 und 2 und Luk. 1-3 (Wiss. Mon. Bd. 23). X1, 144 Seiten. 1930. Geb. RM. 6.50. Ein hoherfreuliches Buch, so recht für uns Pfarrer. Wie weit liegen doch die Zeiten schon zurück, wo uns Hugo Greßmann das Weihnachtsevangelium zerpfückte mit seiner „sagengeschichtlichen“ Methode, wo er behauptete, Jesus habe wie ein Magnet die vorhandenen Geburtslegenden anderer an sich gezogen, und wo wir dann von der „Wanderung der Osirislegende nach Bethlehem“ hörten, statt von der Wanderung Josephs mit Maria! Bornhäuser hat den Mut – dazu gehört für einen Theologen auch heute noch Mut –, sich zur Geschichtlichkeit der Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu einschließlich seiner Geburt aus der Jungfrau zu bekennen. Das sei ihm zuerst gedankt. Dieser Mut stammt nicht aus seiner Wissenschaft, aber diese seine Spezialwissenschaft der „zeitgenössischen“ Erklärung der neutestamentlichen Texte hat ihm, wie er im Vorwort so hübsch sagt, „seine ‚Kühnheit‘ (*παρρησία*) vermehrt“. Das möchte sein Buch auch uns schenken, die wir es lesen. Und das kann es in der Tat; denn es ist einfach erstaunlich, wie vieles angeblich „Brüchige“ in diesen Geschichten sich in dieser „zeitgenössischen“ Durchleuchtung als von dauerhafter Solidität erweist. Man könnte verlangen, daß die bischen Beweise für seine Thesen zuerst ruhig, ernst und „voraussetzungslos“ geprüft werden. Überall gelingt es B., die Schicht von Sentimentalität und sog. psychologischer Finesse, die die Schul- und Kanzeltradition darübergelagert hat, zu entfernen und die Geschichten in ihrer ursprünglichen Herbigkeit wieder herzustellen. Wie ganz anders kann man dann darüber predigen! Etwa über die Szene, wo Maria und Joseph den Zwölfjährigen im Tempel finden. Dies Bild malt Bornhäuser so: „Es herrscht hohe Erregung. Betroffen, ja feindselig sehen die Lehrer auf Jesus, gegen dessen Synesis (= gott- und geistgewirkte Einsicht) sie nicht aufkommen und der sich ihnen nicht beugt.“ Darum erschrak Maria, das meint ihre Frage: Was hast du uns angetan? Sie ahnt wohl schon den Ausgang, das Kreuz. „So ist diese Geschichte alles andere als eine Knabengeschichte, aus der sich für Schuljungen gute Lehren ziehen lassen. Sie ist eine Geschichte voll tiefen, schweren Ernstes ...“ Muß ich danach das Buch noch *expressis verbis* empfehlen? Wir wollen unserem alten Freunde damit danken, daß wir's eifrig studieren.